Betty
die
Gläubige.

Betty,

die

Gläubige.

Roman

von

Georg Neu.

— Der unsittliche Reformator macht niegends Glück. Der Witz ist einer so großartigen Institution, wie das Christenthum, gänzlich unangemessen.

Karl Gutzkow.

Nürnberg, 1836.
Verlag von Schneider und Weigel.
(Julius Merz.)

12. C. Neu Betty
-140 RG

Staatsbibliothek

Erstes Buch.

1.

An einem milden Frühlingsabend ging aus der Stadt, in der er erst vor Kurzem angekommen war, Viktor, ein junger Mann, der in der Mitte der zwanziger Jahre stand. Von seinen Gedanken und Hoffnungen begleitet wandelte er einsam dem nahen Walde zu, durch den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne schimmerten. In der Stadt, die er so eben verlassen hatte, sollte er seine Carriere beginnen; die frohen Hoffnungen eines in weiter Ferne liegenden Schicksals schwellten seine Brust; er erwartete alles von der Zukunft, aber er betete sie nicht an; bei seinem klaren Verstande wurde ihm der nächste Augenblick schon zur frohen Gegenwart, die er wieder an

eine Vergangenheit voll selbstbewußter Thaten und Empfindungen anschließen konnte. Viktors Bildung war nicht fertig, er gehörte nicht zu denjenigen seiner Altersgenossen, welche, nachdem sie entweder eine einseitige, oder auch keine Schule durchgemacht, und mit dem schnell aufgerafften Wissen verschiedener Disciplinen ihren Kopf angefüllt haben, ihre Bildung für vollendet halten; sie abstrahiren ihre Menschenkenntniß aus einzelnen imponirenden Persönlichkeiten, legen ihre eigne Individualität als Maßstab bei Beurtheilungen an; sie affektiren eine Genialität, mit der sie zu glänzen suchen und halten sich für starke Charaktere, weil sie die idealische Schwärmerei der Jugend abgestreift haben.

Viktor hatte es versucht zuerst aus Büchern, dann aus der Welt zu lernen, das Positive dieser, sollte ihm die Abstraktionen jener rektificiren; daher konnten für ihn, der mit

seinem Talente alle Widersprüche auszugleichen wußte, die schönen Ideale einer poetischen Weltanschauung nicht verloren gehen. Charaktere der Art können leicht in eine philisteriöse Behaglichkeit ausarten, die alle höheren geistigen Erscheinungen mit einer Brühe von hausbackener Philosophie übergießt, um sie sich genießbar zu machen. Dies war bei Viktor nie der Fall; er besaß zu viel Enthusiasmus, den er auch auf alle seine Handlungen übertrug; so kam es, daß sein Brotstudium — er war Jurist — weder seine Phantasie niederschlug, noch das innere Feuer des Gefühls erkaltete, und daß er sich vor dem flachen Skepticismus einer alles negirenden Vernunft gut bewahrte.

Ein lautes Geräusch weckte Viktor aus seinen Träumen. Er schaute auf. Eine leichte Jagdkalesche flog heran: in ihr saßen zwei Damen, elegant gekleidet. Sie fixirten ihn. Die eine war brunett, ihr lebhafter Blick flog

faſt triumphirend über Viktor hin, eine fein-gearbeitete Jagdflinte lehnte ihr zur Seite, mit der einen Hand legte ſie den grünen Schleier zurück, den der raſche Luftzug von dem ſchwarzſammetnen Federhütchen herabwehte. Die andere hatte ein einfacheres Aeuſſeres; ſie war blond, die ſchönſten goldnen Locken fielen auf den weißen Hals, an welchem ſich das feine blaue Gewand anſchloß. Sie blickte ernſt auf Viktor, als das Bellen eines iſabellfarbnen Windſpiels, das vor ihr kniete, ſie aufmerkſam machte.

Die Erſcheinung flog raſch vorüber. Bediente und Hunde folgten. Die Ueberraſchung zog Viktors Blicke zurück, den Damen nach, da kamen noch zwei Reiter, ein junger ſchlanker Mann auf einem ſchönen Engelländer, dem ein Jokey zur Seite ritt, und ein ältlicher Mann mit einem Stern auf der Bruſt.

Der letztere grußte Viktor und hielt an.

„Sie wollten mir gestern die Aufwartung machen; bedaure, nicht zu Hause gewesen zu seyn. Kommen Sie morgen; Sie sind mir gut empfohlen, ich hoffe Sie näher kennen zu lernen.“

Er sprengte seinem Begleiter nach.

Das ist also der Regierungs-Präsident, dachte Viktor. Er erinnerte sich, ihm begegnet zu seyn, als er aus dem Zimmer des Justizministers trat, dem er die erste Aufwartung gemacht hatte.

Aber wer mögen die Mädchen seyn? — Seine Töchter?

Schwestern sind es gewiß nicht.

Er freute sich über den Zauber einer so glänzenden Erscheinung, die ihm eine günstige Vorbedeutung schien. Immer noch sah Viktor das dunkle Auge der Brünette, als er schon zur Stadt zurückkehrte; als er schon schlief, hiengen die goldnen Ringellocken der Blondine im Traum über ihm.

2.

Der Gottesdienst der Hauptpfarrkirche war beendigt. Das zahlreich versammelte Auditorium verließ den Tempel des Herrn sich nach allen Richtungen hin in das geschäftige Gewühl des Lebens zerstreuend.

»Wie froh bin ich, daß wir aussen sind!« sagte die lebhafte Julie zu Betty, sich an ihrer Freundin Arm hängend. Schicke deinen Wagen wieder fort, wir wollen lieber zu Fuß gehen; der trübe Himmel hat sich aufgeklärt. Das Nachhausegehen von der Kirche gewährt mir immer viel Unterhaltung; heute hat mich der Herr Paßor auch gar sehr ennuyirt.«

»Wie du nur wieder sprichst. Weil er von der Unsterblichkeit predigte, so kam dir das langweilig vor; mich haben die klaren

Beweise und die phantasiereiche Darstellung angezogen. Auch war die Versammlung heute besonders zahlreich."

„Vielleicht bist du seine einzige Proselytin von heute. Oder glaubst du, diese alten Herren und Matronen, die so eingepfercht in den altmodischen Stühlen sitzen, diese Söhne des Mercurius, des Mars und aller neun Musen, die in den schmalen Gängen stehen, und dieselben Gesichter machen, die sie im Theater zeigen, hätten nun Alle den Glauben an Unsterblichkeit mit sich aus der Kirche getragen. Du selbst bist zu leichtgläubig und hältst die Menschen für zu gut."

Betty machte ein böses Gesicht; wenn ihre Freundin in ein Gespräch der Art kam, wie sie es in manchem Männerzirkel gelernt hatte, so wurde sie ihr unausstehlich.

„Wir wollen nicht streiten; ich will von etwas andern sprechen. Die Kirche ist doch

wirklich nicht ennuyant. Sahst du die alte Baroneſſe von Felbingen mit dem lila Atlaskleid und dem Blond-Chemiſet? und unſre Freundin Elementine mit dem neumodiſchen Crep-Baret; ihre Locken ſtanden aber nicht gut dazu.“

„Du haſt wieder eine vielumfaſſende Aufmerkſamkeit in der Kirche gezeigt; ich habe keine neue Mode bemerkt.“

„So; Haſt du nicht den Grafen geſehen? er hatte etwas Neues an ſeiner Kleidung.“

Betty wußte es wahrhaftig nicht.

„Das grüne Atlasgilet ſteht ihm gut, aber die Pantalons —“

Julie hielt in ihrem Modeberichte inne, die Complimente mehrer Cavaliere nahmen ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Sie ließ ihren Blick die Straße entlang gleiten.

„Dort ſieh hinüber; kennſt du den jungen Mann nicht mehr, der uns neulich auf

der Heimfahrt begegnete? Er iſt es wahrhaftig.«

»Findeſt du ihn ſo intereſſant?« fragte Betty.

»Wenigſtens ſo lange ich ihn nicht kenne.«

Als Betty nach Hauſe kam, begegnete ihr das Kammermädchen im Vorſaale. Sie erfuhr von dieſer, daß Beſuch im Familienzimmer ſey, der auch bei Tiſche da bleiben werde. Sie achtete nicht darauf.

Der Regierungs-Präſident ſtellte Viktor ſeiner Tochter vor, als ſie das Geſellſchaftszimmer betrat. Dieſer erkannte in ihr die Blondine und ſtand ihr verlegen gegenüber. Die Begrüſſung war kalt und ſteif. Viktor zeigte ſich ſehr wortkarg, das mißfiel Betty; ſie betrachtete ſein Aeuſſeres; er war mehr kleinerer als größerer Statur, ſein Geſicht war blaß, wurde aber durch den ſprechenden Blick des braunen Auges, und den gefälligen Haar-

wurf gehoben; auch hatte er besonders schöne Hände, mit denen er fast zu koketiren schien. Bei Tische saß er ihr gegenüber, sprach aber stets über Geschäfts- und gelehrte Sachen mit ihrem Vater. Er erwähnte endlich Thibaut in Heidelberg, den er persönlich kannte. Betty mischte sich hier in das Gespräch, sie fragte, ob das der große Freund und Kenner der Tonkunst sey, und Viktor erzählte von den musikalischen Abend-Unterhaltungen dieses Gelehrten.

Betty ließ das Gespräch über Musik, ihrem Lieblingsthema nicht ausgehen. Sie hatte Viktor für einen trockenen prosaischen Pandektenritter gehalten und ihm Unrecht gethan; denn er wurde immer wärmer und sein lebhaftes Gespräch war von einem ausdrucksvollen Geberdenspiel begleitet. Betty widersprach ihm sehr oft, sie ergötzte sich an dem Lächeln, welches um Viktors Mund spielte,

wenn sie einen widersinnigen Ausspruch gethan hatte, und das anzudeuten schien, daß er ihr solche Meinungen in Ernste nicht zutraue. Die edle Bescheidenheit, mit der er seine Ansichten vortrug, gefiel ihr, denn er sprach mit Begeisterung und Gemüth.

Es findet sich häufig, daß verschlossene Gemüther eine Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahren, die an ihnen zwar selten hervortritt, aber dann um so höher zu schätzen ist, weil sie sich ganz und ungetheilt, unbefangen und aufrichtig mittheilt. So war auch Viktor. Dabei besaß er eine gewisse Kindlichkeit, die ihn noch angenehmer machte. Dies war nicht das fade, scherzende und spielende Benehmen, das sich eine gewisse Natürlichkeit aneignen will, die gewöhnlich abgeschmackt und läppisch wird; es äusserte sich weniger in Worten, als in Sitten und Handlungen, und zeigte welch' hohe Liebe und Achtung ein solches kind-

liches Gemüth sich gewinnt, wenn es die heitere durchsichtige Wahrheit seines Innern unbefangen zu erkennen gibt, und in den abgestreiften Zwang der Unsitte und herzlosen Förmlichkeit die wahre Lebenskunst setzt.

3.

Betty beſchäftigte ſich gern mit neuerer Literatur; ein ſicherer Takt leitete ſie bei ihrer Lektüre, denn ſie war ſich ſelbſt überlaſſen. Heute nun feſſelte ſie eine leichte Unpäßlichkeit an das Zimmer, ſie ſuchte in ihrer Bibliothek und legte eine Menge Almanache, Romane, Drama's und Gedichte vor ſich hin; ſonſt las ſie ein Buch nach dem andern aufmerkſam durch, heute wollte ſie in dem flüchtigen Durchblättern und dem ſchnellen oder langſamen Leſen des eben Beliebigen ſich aufheitern. Das Kammermädchen brachte ihr Thee.

Sie ergriff die Madonna von Theodor Mundt und las.

Bald wurde Beſuch gemeldet. Es war Viktor, der im Auftrag des Präſidenten vom

Bureau kam, um sich nach dem Befinden seiner Tochter zu erkundigen. Ueber das, was Betty gelesen hatte, knüpfte sich ein Gespräch an.

„Mundt schreibt schön," sagte Betty, „sein brillanter Styl zieht an; aber ich finde viel Verworrenheit und Widersprüche in seinem Buche. Wie kann er seine Heldin eine Madonna nennen?"

„Man muß auf Titel nicht viel geben; es ist dieselbe bizarre Idee, die auch in Casanova den größten Weltmann sieht."

„Was soll aber diese Confusion des Göttlichen und Menschlichen, des Gemeinen und Hohen?"

„Darüber ist er vielleicht mit sich selbst nicht im Reinen; das ist aber das Heillose in diesem Buche, daß es in seinen negativen Elementen nicht auch zugleich positiv ist, sondern, Alles in dem lichten Luftmeer eines mystischen

Helldunkels schweben läßt. Durch seine Anschließung der Rehabilitations-Ideen an das Christenthum, besonders an den Protestantismus — die Madonna wird ja am Ende noch Protestantin — ist dieses Buch das gefährlichste aller Schriften des jungen Deutschlands.“

Der Bediente meldete einen neuen Besuch: „Seine Excellenz der Graf von —“ Betty nickte mit dem Kopfe. Der Genannte trat ein, er warf einen finstern, fast eifersüchtigen Blick auf Viktor, der sich erinnerte ihn schon gesehen zu haben. Er erkundigte sich angelegentlich nach Betty's Befinden.

Der Graf war ein Mann, wie ihn nur die modernste Don-Juanerie bilden konnte. Seine Gestalt war schön, und eine außerordentliche Raschheit der Bewegungen, ein leichtes Auffassen aller Gegenstände machte ihn anziehend; er besaß gerade so viel Bildung, als die geschminkte Conversation der höhern Stände

verlangte, was tiefer lag, fertigte er mit Witz ab. Die Ironie war ihm so geläufig, daß sich sein Verstand ganz in ihr auflöste, was er nicht ironisch behandeln konnte, ließ er liegen. Aber darunter waren nicht etwa philosophische und religiöse Wahrheiten, gerade diese waren ihm die liebsten, in jenen war er skeptisch, in diesen frivol. Dabei besaß er, wie die meisten Bon-vivants, so lange die Kraft ihrer Jugend aushält, eine gewisse eingebildete Selbstschätzung, wozu ihn der von Jugend auf eingepflanzte Wahn, daß er, wie reicher, so auch besser sey, als andere Menschen, erhob, die aber allmählich in den engherzigsten Egoismus ausartete, der ihn stets von aller Betrachtung seiner selbst abhielt, und ihn antrieb, den Abgrund der Geistes- und Herzensleere mehr und mehr mit äußrem Flitter vor sich selbst und andern zu verdecken, bis er darinnen selbst unterging. Nur sein lebhafter Geist

und seine feurige Unterhaltung war es, was Betty zu ihm hinzog; er wollte darin eine stille Herzensneigung erblicken und ließ daher die Klugheit nie ausser Acht, welche erforderte, jedem Gebildeten gegenüber, eine besondere Maske anzunehmen.

„Sie kommen eben recht," bemerkte ihm Betty, „wir sprechen von jungen Deutschland."

„Von dem Anfang des neuen goldnen Zeitalters unsrer Literatur, vielleicht auch in Philosophie und Religion. Ich wünsche nur diese glückliche Periode zu erleben, wo die wahre Einheit zwischen dem Weltgeiste und dem Menschengeiste wiederhergestellt ist, wo wir Gott anbeten, indem wir ihn in uns selbst, in unsern Genüssen, verherrlichen, und das Leben selbst zu Poesie wird, während bisher beides getrennt war."

„Das können Sie ja jetzt schon Alles!"

„Mit nichten! die Welt soll erst zu einer

gewissen Geistesreife kommen, ehe sie die Früchte genießen kann, die jetzt für sie gepflanzt werden. Gewisse Schranken müssen erst fallen, andere gemindert werden.

„Nennen Sie mir solche Schranken.“

„Daß ich es kurz sage; es ist das Christenthum.“

„Gottloser Atheist!“ rief Betty. „Ist das Ihr Ernst?“

„Warum nicht? Ich halte mich an die Erfahrung; man getraut es sich nur nicht zu sagen, daß unsre Religion veraltet sey, die Theologen sehen nicht ein, daß sie das alte Gebäude nur noch mehr zum Wanken bringen, indem sie ihm neue Steine einsetzen; man frage nur Jeden, für was er das Christenthum hält, er wird sich gestehen, daß es nur eine Durchgangsperiode war, die der menschliche Geist sich selbst vorschrieb.“

Viktor ergriff jetzt das Wort, zu Betty

gewendet fragte er sie: »Für was halten Sie das Christenthum?«

Betty schien verlegen; sie machte ein mißmuthiges Gesicht, denn ihr Kopfschmerz war in Folge des aufregenden Gesprächs stärker geworden: »Für eine geoffenbarte Religion,« antwortete sie.

»Eure Excellenz sehen,« sprach Viktor zu dem Grafen, daß nicht Jedermann das Excellente Ihrer Meinung anerkennt.«

»Ich werde sie gegen alle Flachköpfe und Witzlinge zu vertheidigen wissen,« versetzte der Graf, indem eine zornige Gluth sein Gesicht überzog.

»Wie es Ihnen beliebt.«

Es war Zeit, daß Viktor auf das Bureau zurückkehrte; er empfahl sich. Der Graf ging in heftiger Aufregung einmal im Zimmer auf und ab; dann trat er vor Betty, die sich im Sopha zurückgelegt hatte.

»Ich bitte Sie, halten Sie diesen Menschen von sich zurück; er ist ein bürgerlicher Emporkömmling, aufgeblasen, wie Alle seines Gleichen.«

Betty antwortete nicht; sie schien bös. Der Graf küßte ihre Hand, sie zog sie schnell zurück. »Stoßen Sie sich nicht daran, einmal einen Ritter des Christenthums zu finden, da Sie an diesem ohnehin viel verschuldet haben.«

»Sie sind heute nicht in der liebenswürdigsten Laune, meine Gnädigste!« Unter den gewöhnlichen Complimenten verließ er sie. Betty blickte ihm nach; sie war ungewöhnlich aufgeregt. Sie fragte sich selbst, ob sie wohl den Grafen wirklich geliebt habe, wie es ihre Eltern wünschten und wie es der Graf selbst hoffte. Sie mußte diese Frage verneinen; er hatte nie einen angenehmen Eindruck auf sie gemacht, ohne nicht zugleich auch ein beengendes Gefühl zu erregen, das um so ab-

ſtoßender war, je mehr ſie ihre Empfindungen den ſeinigen anpaſſen wollte. Er wird ſo wenig wiſſen, was Liebe iſt, als Chriſtenthum, dachte ſie, und drückte ihr Köpfchen noch tiefer in das Kiſſen.

4.

Ein Ball, den der französische Gesandte gab, hatte die ganze adeliche Welt in Aufruhr gebracht. Julie und Betty durften nicht fehlen, jene geschmückt auf's Höchste, kokettirte mit allen Reizen ihres frischen Jugendschimmers und ihres lebhaften Geistes, die galantesten Tänzer umflatterten sie, der Graf zeichnete sie am meisten aus; er tanzte viel mit ihr, mit Betty dagegen nur wenig.

Betty achtete nicht darauf, sie wollte ihrer Gesundheit zu lieb, wenig tanzen; auch war sie nur in ein einfaches Ballkleid von weißem Crepp gekleidet, dennoch eröffnete der Gesandte mit ihr den Ball durch die Polonaise. Ihr Blick suchte Viktor; sie sah ihn ferne stehen im Gespräche begriffen.

„Warum tanzen sie nicht?“ fragte sie ihn.

Er zog den Handschuh ab und zeigte einen kleinen Verband. „Der Graf wollte es mir verbieten,“ sagte Viktor lächelnd.

„Mein Gott!“ rief Betty erschrocken, und erkannte, daß ein Duell vorgefallen seyn muß. „Wie rasch und heftig seyd ihr Männer; wenn es gefährlicher ausgefallen wäre, was hätten Sie gethan?“

„Ich hätte Ihnen nichts mitgetheilt!“

Betty schaute ihn an und lächelte. Sie wollte ihm nicht zu sehr ihre Theilnahme erblicken lassen, darum eilte sie davon. Erst beim Souper trafen sie wieder zusammen. Die Unterhaltung wurde lebhaft; man kam auf Musik zu sprechen, und ein junger bleader Rittmeister bemerkte: Stärke sey das Element der Musik; alle Musik müsse eigentlich Lärm machen, nur die starke Musik mache den größten Eindruck, eine sanfte errege Langeweile,

man sollte statt derselben lieber singen oder sprechen.

„Demnach,“ bemerkte Viktor, „müßten die kriegerischen Nationen auch die größten Tonkünstler seyn.

„So wie die Tambours die unentbehrlichsten Musiker,“ setzte Betty rasch hinzu.

„Die Ausbildung der Nationen kann hier nicht zu Sprache kommen, da der Geschmack auch verschieden ist; im Grunde ist auch jede Musik national.“

„Wie alle Erscheinungen der Kunst,“ sagte Viktor, „doch gibt es Wahrheiten und Empfindungen, die sich überall gleich aussprechen, und die den innersten Zusammenhang der Kunst unter sich bilden.

„Glauben Sie nicht,“ fragte Betty, „daß die Tonkunst in einem Lande einzig und allein sich zur höchsten Stufe ausbilden können, abgesehen von andern ästhetischen Zweigen?“

„Keineswegs. Die höchste Tonkunst wird stets mit der höchsten Poesie und Malerei Hand in Hand gehen, besonders mit der letztern, die man stets mit der Tonkunst in Parallele stellt; man gebraucht selbst das Wort Ton in demselben Sinn in der Malerei, wie in der Musik. Wir haben die lebendigste Anschauung dieser Wahrheit in den Niederlanden, hier fällt die flamändische Schule der Musik wie der Malerei in gleiche Zeit; mehr noch bei den Italienern; die Zeit welche ihre größten Maler hervorbrachte, hörte auch die ersten Töne jener erhabenen Kirchenmusik, die von nun an die katholische Kirche wie eine verklärte Glorie umstrahlte. Malerei und Musik lebten während des sechszehnten Jahrhunderts im Interesse der Kirche.“

„Le Brun und Lully waren Zeitgenossen, so viel ich weiß,“ sagte Betty, — „Sie sehen ich habe auch historische Kenntnisse, doch müs-

sen sie den ihrigen weichen — aber ich wüßte nicht, ob ein gegenseitiger Einfluß beider aufzufinden wäre.«

»Doch eine Aehnlichkeit; beide haben einen klaren nüchternen Styl, mehr verständig-deklamatorisch; sie liegen in den Fischbeinfesseln ihrer Zeit.«

»Lappalien!« flüsterte der Graf, welcher einige Minuten auf das Gespräch gelauscht hatte, seinem Nachbar ins Ohr. »Dieser Mensch ist im Stande eine Aehnlichkeit zwischen einer Schlafmütze und einer italienischen Arie zu finden.«

Viktor fuhr fort: »Die Musik ist als Kunst stets das Kind ihrer Zeit, ihr Verständniß ist die Frucht einer gewissen Cultur, eben weil sie keine sinnliche Kunst ist. Wir haben eine Trauer- und eine Freudenmusik, die dem empfindungsvollen Menschen so verständlich ist, als die Beschreibung einer Leichenfeier oder

einer Hochzeit, Niemand wird glauben, daß der Componist einer Sinfonia eroica dieselben Empfindungen gehabt habe, wie der eines Walzers.“

Jemand bezweifelte, ob es der Musik möglich sey, durch den Ausdruck bestimmter Empfindungen auf Andere zu wirken, wenn diese nicht selbst den Inhalt eines vorzutragenden Stückes oder auch nur die Gefühle, welche demselben zu Grunde liegen, wüßten. Es gäbe Leute, die dort die meiste Schönheit und Macht suchten, wo sie vielleicht am wenigsten läge.

„Das letztere,“ sagte Viktor, „ist anzuerkennen, man kann sich davon besonders auf Kunstausstellungen überzeugen, wenn man sich Mühe nimmt, die Urtheile der Leute anzuhören. Wir sehen täglich noch solche Kunstenthusiasten, wie jenen Engländer, der in ein Museum eilte, um eine Venus Kallipygos zu betrachten und nachdem er sie von der Rückseite lange angeschaut, wonnetrunken wieder fortrannte.“

Hier wurden einige Damen roth, blickten verschämt hinter den Fächer oder suchten das Taschentuch. Betty hörte ruhig auf Viktors weitere Rede.

„In Bezug auf jene Bezweiflung eines unbewußten Eindruckes der Musik, erlaube ich mir eine Erzählung zu geben, deren Wahrheit ich verbürgen kann, da ich selbst, bei der Sache zugegen war. In einer großen deutschen Stadt trat einst ein Virtuose des Pianoforte's, in dem Konzerte einer geschlossenen vornehmen Gesellschaft auf. Der dem Künstler vorausgehende Ruf versprach einen bedeutenden Genuß, seine Persönlichkeit ließ aber in ihm einen melancholischen Mann erblicken, auf dessen Gesicht ein tiefer Ernst lag und an dessen Herzen irgend ein schweres Leiden zu nagen schien, das er stets zurückzudrängen suchte. Die gespannteste Erwartung drückte sich in allen Mienen aus, die tiefste Stille herrschte, als der

Virtuos die ersten Töne dem herrlichen Instrumente entlockte. Nach einer kurzen Introduktion begann er eine Symfonie eigner Composition und die Empfindung seines Spiels ergriff alle Horer: die Töne schienen der Ausdruck seines innersten Gemüthes, sie trugen sein Herz mit all seiner Liebe und seinem Leiden vor, in ihnen wehte ein Geist, der die bluhendste Phantasie beurkundete, aber in ihrem Feuer durchkreuzte sich die wechselnde Menge der Gefuhle, das Instrument hauchte bald eine Wehmuth aus, die dem Virtuosen die Herzen Aller offnete. Jetzt wurden die Akkorde bald gemischter, rascher, heftiger; die rollenden, perlenreinen Passagen flogen unter den geschäftigen Fingern, ein feuriges Allegro voll Gluth und Innigkeit riß hin. Der Spieler schien mit dem Instrumente ganz verwebt, seine Augen brannten, die Wangen glühten, die Finger, als würden sie vom Herzen elektrisirt, flogen immer rascher

und alle Leidenschaften tanzten wie losgelassen über die Tasten, die Empfindung des Hasses und der Rache leuchtete aus dem Wesen des Spielers und seiner Töne; er schloß in den stärksten Cadenzen, als die wechselnden Dissonanzen fast beengend auf die Hörer wirkten. So hatte noch keiner gespielt. Der rauschendste Beifall lohnte ihn, als er sich erhob. Auf einmal drang mitten aus dem Saale ein gräßlicher Schrei, dann plötzliche Todtenstille, Alles schaute nach dem Orte hin: eine junge, schöne Dame, die Gemahlin eines vornehmen Mannes hatte den Schrei ausgestoßen, sie lag in Ohnmacht. Alles gerieth in Verwirrung. Man brachte sie mit Mühe wieder zu sich, bleich und verstört schaute sie umher und verlangte zitternd nach Hause. Man blickte nach dem Künstler um, dieser war verschwunden. Man zerbrach sich den Kopf über den Zusammenhang der Sache, ein dunkles Gerücht bezeichnete den

Virtuosen als den ehemaligen Liebhaber der Frau, der sie in einer andern Stadt, wo sie erzogen wurde, kennen gelernt hatte und dessen treue Liebe sie verschmähte, indem sie einem Andern die Hand reichte. Andere leugneten dies, und wollten die Sache der Aehnlichkeit des Virtuosen mit dem ehemaligen Liebhaber und dem durch dessen Spiel und den eignen herben Erinnerungen des bösen Gewissens hervorgebrachten Nervenreiz beimessen. Die Dame blieb lange Zeit fieberkrank.

5.

Die schönste Zeit des Jahres war erschienen; der Himmel hatte der Erde den bräutlichen Kuß aufgedrückt, daß sie im blendendsten Blüthenschmucke prangte, dem der blaue umspannende Himmelsbogen seine glänzendsten Strahlen verlieh. Wie hätte es Betty in dem Gewühle der Stadt länger aushalten können, sie, welche die Natur so sehr liebte und in ihr die reichste Geistesnahrung fand. Sie hatte den Frühling nie mit solcher Lust eingeathmet. Der Präsident war mit den Seinigen auf das Land gezogen; erforderte gehäufter Geschäftsdrang seine Anwesenheit in der Stadt, so schickte er öfters Viktor hinaus, die Damen zu unterhalten; man veranstaltete Lustpartieen, bei welchen auch Julie und der Graf nicht fehlten.

In der Veranda der italieniſch gebauten Villa ſaß Betty und ſchaute in die Natur, nicht mit den Augen blos, auch mit dem Herzen; denn ihr ließ die Natur bei jeder Seite ihres Gemüthes, die ſie anſchlug, ein beruhigendes Echo entgegenklingen. Sie ſog den ſüßen Duft der Blumen ein und horchte auf den Geſang der Vögel. Da kam Viktor den breiten Gartenweg hinauf; ſie ſah ihn erröthend kommen. Er ſchaute ſie mit Entzücken an, wie ſie da ſaß in der weiten Halle, welche die buntfarbigſte Blumenwelt ſchmückte, wie aus dem Grün der Pomeranzenbäume, der Aloen und Myrthen, der Paſſifloren, Lianen und anderer Schlingpflanzen, welche an dem Eiſengeländer des Eingangs hinliefen, ihre Geſtalt hervortrat, ſelbſt eine Blume unter Blumen, eine hohe, weiße Lilie, prangend im reinſten Schmelze keuſcher Weiblichkeit. Viktor blieb entfernt von ihr ſtehen, er blickte ſie an, unverwandt, die

Pracht eines goldnen Mährchens schien sich darzustellen, als der röthliche Schimmer der untergehenden Sonne alle Blumen beleuchtete; und Betty gewährte ihm diesen Anblick, sie saß da, unbefangen, keine Miene verziehend, nur ihr Herz klopfte stärker; sie wollte aufstehen und konnte nicht.

Eine weite Spazierfahrt sollte morgen statt finden, der Präsident wollte kommen und Gäste mitbringen.

Betty hatte das Werk eines der neueren Schriftsteller in der Hand; sie beklagte sich gegen Viktor, daß man die neuesten literarischen Erscheinungen mit einer lebenswarmen Naturanschauung so wenig in Einklang bringen könne.

„Auch mit andern Richtungen des Gefühls nicht, zum Beispiel mit der Kunst. Die Bildung des Verstandes hat bei den neuesten Schriftstellern einzelne Lücken des Gemüthes

gelaſſen, welche ältere Claſſiker mit Empfindungen für Malerei, für Plaſtik, für Muſik, für Natur ausfüllten; Tieck und Göthe haben noch die Kunſt in ihren Schriften behandelt, daher dieſe wohlthuende Wärme, welche den Leſer ergreift, wenn ein äſthetiſcher Sinn auch alle Gebilde des Dichters durchwebt; die Neueren ſind kälter, ſubjektiver, individueller, man kann ihre Biographien aus ihren Büchern erkennen, den Gang ihrer Studien verfolgen.«

»Dies iſt vielleicht der Grund, warum unſre Zeit auch ſo arm an Dichtern iſt,« bemerkte Betty.

»Wenn wir weniger haben, ſo ſind ſie deſto beſſer; mehre davon ſind die angenehmſten Begleiter im Garten der Natur; ich nenne nur Rückert und Heine.«

»Und Scheffer, den ich beſonders verehre.«

»Ihr Geſchlecht muß ihn auch lieben, er betet es an in jedem einzelnen Weibe.«

„Ich kenne wirklich keinen Dichter der neueſten Zeit; ſagte Betty lebhaft, „der mehr bekannt zu werden verdient, als Leopold Scheſer. Der Troß der gewöhnlichen Leſer wird ſich freilich nie zu ihm erheben können; auch ſind ſeine Novellen etwas bizarr und voll tiefer Allegorieen; aber ſein Laienbrevier möchte ich in Jedermann's Händen ſehen. In dieſem anſpruchloſen Buche mit der leichten beſcheidnen Form hat die Lyrik meines Erachtens das Höchſte erreicht. Denn hier iſt nicht das hohle Gedankenſpiel, oder das läppiſche Tändeln neuerer Lyriker, die ſich an alten, längſt verbrauchten Bildern immer wieder ergötzen, es iſt ein friſcher belebender Hauch, den Scheſer durch die ganze Natur wehen läßt, daß unter ſeinem Zauberſtab nie geahnte Empfindungen erwachen und nie geſehene Blüthen ſich erſchließen; ſeine Poeſie iſt die der Symbolik, ſeine Phantaſie die eines Naturforſchers, ſein

Gemüth das eines Kindes, sein Verstand der eines spekulirenden Philosophen, seine Liebe die eines Gottes. In dieser Liebe aber sieht er alle Formen und Beziehungen des Lebens im schönsten Lichte; Alles, auch das Böse muß seyn, um wieder zum Guten zu dienen. So findet er auf Erden Alles gut, am Besten aber das Leben, in dem gar kein Tod herrscht, sondern das fortgeht durch alle Zeit.«

Viktor hing mit Bewunderung an Betty's Munde, als dieses enthusiastische Urtheil von ihren Lippen floß. Ihr konnte ein solches nicht schwer ankommen; sie verschmähte es unter die Zahl der schwachen Leser und Leserinnen zu gehören, die sich in die überfluthende Romanenlektüre stürzen; sie las nur Dichter, rechnete aber zu solchen auch die Verfasser gediegener Romane.

»Welche Dichter lieben Sie am meisten?« fragte Betty.

»Die ſchwäbiſchen. Unter den Neuern ſollte Uhland als der einzige nationale Dichter gefeiert werden. Man kann ihm Guſtav Schwab an die Seite ſtellen, ja wohl gar vorziehen, denn er iſt durchglüht von Patriotismus, und ſeine Gedichte ſind an Form und Inhalt gleich vollendet; aber Uhland iſt lyriſcher und ſentimentaler, das möchte ihm den Vorzug geben, darum gehen ſeine Lieder in den Mund des Volkes über. Die anſprechende Heimathlichkeit derſelben erinnert an den alten Minneſänger Walter von der Vogelweide. Ein anderer Dichter dieſer Schule iſt Karl Mayer, deſſen Gefühle alle in der Betrachtung der Natur aufgehen. Wenige Dichter haben noch ſo die Natur gefeiert, in allen ihren tauſend verſchiedenen Abſtufungen, in ihren kleinſten Schönheiten; Alles, was er ſieht, wird dem Sänger zum Gedicht, er überſetzt in Worte, was der Vogel ſingt, das Plät-

ſchern der Quelle iſt ihm ein melodiſcher Vers, das Säuſeln des Laubes die geheimnißvolle Mittheilung eines Frühlingsliedes.“

„Aber ſollte nicht,“ warf Betty ein, „da, wo die Naturanſchauung ſelbſt ſo poetiſch wird, daß ſie alle einkleidenden Worte entbehren kann, der Dichter nicht auch aufhören, unſere Gefühle in ſeine Form preſſen zu wollen? Man leſe auf der im Abendroth glänzenden Wieſe, an einem murmelnden Bache gelagert, von ragenden Bäumen überſchattet, von ſäuſelnden Gebüſchen und reizenden Ausſichten umgeben dieſe Verſe, und man wird ſie langweilig finden und dabei einſchlafen; im kalten Winter freilich, am kniſterndem Kamine, während draußen ein klingender Froſt herrſcht, mögen ſie die innere Wärme und Sehnſucht mächtig herauslocken. — Aber man nennt die wenigen ſchwäbiſchen Dichter oft eine Schule, ein Ausdruck, der mich immer abſtößt,

und etwas von Manier und Nachahmung in sich schließt.«

»Das findet hier jedoch nicht Statt. Wie im Mittelalter die Minnesängerschule ein eignes schwäbisches Zeitalter in der deutschen Poesie bildete, so in jetziger Zeit diese Dichter, die man immerhin ebenso nennen kann; denn wie jene dazu bestimmt schienen, den rohen Aeusserungen und Verhältnissen ihrer Zeit eine edlere, feinere Richtung zu geben, so diese, die Poesie gegen die Ueberfluthung der praktischen Tendenzen einer egoistischen Zeit zu bewahren. Gerade an den Endpunkten Deutschlands regt sich der Flügelschlag kräftiger Sänger, im Osten und Westen, in Schlesien und Schwaben. Ich halte aber die letztere Schule für die vorzüglichere.

»Die schlesische kenne ich nicht; ein einziger, Hofmann von Fallersleben soll doch keine Schule seyn?«

„Ich möchte allerdings den wenigen Dichtern dieses Landes nicht diesen Namen geben; ihr Einfluß auf die Literatur ist gering; wie überhaupt viel Oesterreichisches in dem Land selbst ist, so herrscht in der dortigen Literatur eine behagliche Ruhe und Gemüthlichkeit, die in provinziellen Interessen eine leichte Thätigkeit äussert, aber nie in den mächtigen Bewegungen der Zeit handelnd auftritt.“

Das Rollen von Wagen unterbrach die Sprechenden; Carossen fuhren zum Gartenthore herein und brachten Gäste, welche den schönen Abend noch zur Abfahrt aus der Stadt benützt hatten, um bei der Lustparthie des nächsten Morgens nicht zu spät zu kommen. Im Fond der einen Kutsche saß Julie mit ihrer Tante, welche der Graf zu Pferde begleitet hatte.

Man verließ eben zu rechter Zeit den Garten, als schon düsteres Gewölke den Himmel

verhullte, und ein Gewitter drohte. Im Speisesaal versammelte sich die Gesellschaft; man schlug, ehe servirt ward, eine Unterhaltung am Flügel vor, die auch die Furcht vor dem Gewitter zerstreuen konnte. Betty wurde genöthigt den Platz vor dem Instrumente einzunehmen, man kannte ihre Silberstimme.

Der Graf mit einigen Wenigen begab sich in ein Nebenzimmer zum l'Hombre. Er konnte, wie er sagte, das Geklimper und Gekrachze nicht leiden; jede Musik außer im Concert und Oper war ihm zuwider, weil sie nur die Gesellschaft langeweilte und es darauf abgesehen war, daß diese etwas bewunderte und lobte, was sie selbst nicht verstand. »Nun wird der Favorit der Präsidentenfamilie wohl sich hören lassen; er singt vielleicht die Arie: »Ich war Jüngling noch an Jahren — endlich ward ich aufgezogen.« Ein lautes Gelächter belohnte seinen Witz, das aber sogleich ver-

ſtummte, als Betty mit künſtleriſcher Hand die Taſten anſchlug und präludirte. Einen Blick noch warf ſie durch das Fenſter ins Freie, wo die Wipfel der Bäume vor dem Nahen der dunkeln Wolken ſich ängſtlich beugten, und der letzte Sonnenſtrahl ſich eben verbarg. »Und ob die Wolke ſie verhülle, die Sonne bleibt am Himmelszelt,« ertönte jetzt ihre Stimme, und der reinſte Glockenton entflog ihrem Munde mit ſo weicher Hingebung und ſo freudigem Gottvertrauen, das aus dem tiefſten Herzen in den kindlichſten Tönen ſich losrang, daß eine Sontag dieſes Lied nicht ausdrucksvoller hätte ſingen können. Sie aber ließ die Taſten nicht ruhen; in ein anmuthiges Allegretto ging ſie über, und in einem italieniſchen Liede ſang ſie die Luſt der Liebe, die das Wiederſehen des Geliebten feiert. Die feurigſte Empfindung wehte in dieſen Worten, wie ſcherzende Amoretten hüpften die

Rosensinger der Spielerin über die Tasten; in den klangvollen südlichen Lauten flogen die Töne wie ein Triumphgesang und hoben das Herz wie sanfte Wellen den gleitenden Kahn auf einem tiefblauen See Italiens. Die Liebende klagt dem Geliebten in schmelzenden, lang gezogenen Akkorden den Schmerz der Entfernung, dann aber ergreift sie seine Hand in jauchzender Freude, daß er ewig ihr angehöre. Da schlug ein mächtiger Donnerschlag dazwischen, daß die ganze Gesellschaft entsetzt zusammenfuhr und Betty schreckenbleich vom Stuhle aufflog; ihr Blick traf Viktor, der hinter ihr stand, und ihre Hand ergriff, um sie vom Fenster weg zu führen, wo das ausgebrochene Gewitter in heftigem Blitz und Donner tobte.

»Welche Unterbrechung!« flüsterte sie.

»Welche Vorbedeutung!« murmelte Viktor, sie hatte es aber nicht verstanden.

6.

Die frische Dämmerung des Morgens lag noch über der Natur, als die Gesellschaft zu Pferd und Wagen aufbrach. Ein etwas entfernt gelegener Hügel mit Wald, Felsen und einer Ruine, die eine entzückende Aussicht darbot, sollte das Ziel der Spazierfahrt seyn. Betty ritt eine braune Stute, der Graf sprengte neben ihr her; er hatte sich vorgenommen, sie für diesen Tag zu unterhalten und wich nicht von ihrer Seite. Es war seine Absicht, seinen Nebenbuhler von ihr zu entfernen; denn er merkte wohl, daß seine bisherige kalte Zurückhaltung, die Auszeichnung, mit welcher er andere Mädchen, besonders Julie, behandelte, und in welcher er eine gewisse Neigung zu ihr affektirte, auf Betty nicht den geringsten

Eindruck gemacht, ja ſie nur noch mehr von ihm abgewendet hatte. Darum war er auch heute ganz Auge und Ohr für ſie, die Funken ſeines humoriſtiſchen und ironiſchen Geiſtes ſprudelten in der lebhaften Unterhaltung, in welche er Betty zu ziehen bemüht war. Viktor ſprach mit Andern, aber wenig. Er war ruhig und verſchloſſen. Wenn er Betty richtig erkannt hatte, ſo konnte er ihrer Neigung für ſich gewiß ſeyn; aber ein etwas ſchmerzhafter Ausdruck lag doch jetzt auf ſeinem Geſichte, wenn er ſich dachte, daß noch kein Zeichen der Liebe die Geliebte — ob er ſie wohl ſo nennen durfte? — ihm gegeben hatte; da traf ihn der Blick ihres tiefblauen Auges, als ſie vor ihm vorüber ritt; dieß war ihm genug, dieſer Blick ſprach mehr als alle Worte. Aber der Graf hatte ihn bemerkt, ein unheimliches Lächeln umſpielte ſeinen Mund, er warf auch Viktor einen Blick zu, daß dieſer ſchnell

sein Pferd umriß und in stolzer Verachtung dem Wagen nach sprengte, welchen er zu begleiten hatte.

Im schattigen Walde, am Fuße des Berges versammelte sich die Gesellschaft; man wollte hier Pferde und Wagen zurück lassen und zu Fuß den Weg auf die Spitze des Berges zurücklegen. Der Graf konnte es nicht verhindern, daß jetzt Betty Viktor ihren Arm reichte. Die Gesellschaft vertheilte sich, wie eben Neigung oder Unterhaltung zusammenführten, auf schmalen Pfaden, die sich den Berg hinan schlängelten, stieg man weiter. Während andere rascher vorauseilten, folgten Viktor und Betty langsam nach; diese war bald ermüdet, jener suchte ein Gespräch anzuknüpfen, aber Betty war stummer als je. Noch hörten sie immer schwächer das laute Sprechen und Lachen der Vorangegangenen; bald wurde der Pfad enger, der tiefe Wald

nahm sie in sein heiliges Dunkel auf; da bemerkte Viktor, daß sie sich verirrt hatten. Betty erschrak.

Sie gingen rascher vorwärts. Eine freiere Stelle zeigte sich und auf ihr eine kleine Hütte; es war eine Einsiedelei, leer und verlassen, nur wenige Spuren verriethen einen ehemaligen Besitzer. Hinter ihr ging ein breiter, aber steiler Weg auf die Höhe des Berges, die Sonne blickte eben aus den Zweigen hervor. Viktor machte Betty darauf aufmerksam, und bat sie vorher auszuruhen. Sie setzte sich heiter und rasch auf die schmale Rasenbank vor der Thür der Hütte, Viktor neben sie. Beide mochten wohl diesen Augenblick herbeigesehnt haben, aber doch schwiegen sie noch. Viktor ergriff Bettys Hand, sie legte sie mechanisch in die seinige; er nahm ihr Taschentuch und trocknete ihr den Schweiß von der Stirne, sie ließ es lächelnd geschehen. Mit einem

freundlichen Blick sprach sie: „Sie thun der wohl, mit welcher sie zürnen sollten. Fürchten sie ihren Nebenbuhler?“

„Ich halte ihn nicht einmal für einen solchen;“ versetzte Viktor keck.

Betty erröthete, und schwieg.

„Darf ich mir dieß Schweigen als eine Bestätigung meiner Meinung deuten? fragte er. „O Betty! ich bin in dem Anschauen Ihrer Schönheit versunken; Sie haben mich in einen Zauberkreis gebannt, in den Sie mit jedem Wort, mit jedem Blick, mit jeder Bewegung mich nur noch fester halten. Machen Sie mich frei von diesen Fesseln, indem Sie mich fühlen lassen, daß es die reinste Liebe ist, was mir Ihre Nähe zu den holdseligsten Augenblicken meines Lebens macht. Betty! Ideal meiner Träume! Betty! meine erste Liebe!

„Wirklich?“

Viktor erschrak über die Eiseskälte ihrer Frage, die wie Zweifel und Spott klang. Aber sie gewahrte den Unmuth seines Antlitzes und versetzte:

„Ich habe stets viel von der ersten Liebe gehört; und verstand darunter zugleich auch die einzige; ich will und kann nur einmal lieben, aber glauben Sie, daß die erste Liebe auch zugleich die stärkste ist?“

„Gewiß, und ich glaube, daß die erste Liebe auch zugleich die einzige seyn sollte. Diese auflodernde, unser ganzes Wesen durchglühende, unser ganzes Daseyn erleuchtende Flamme kehrt nie wieder; wo sie einmal den Menschen erfaßt hat, daß er bleiben muß, wohin sie ihn bannt, nicht anders kann, als sie will; wo sie einmal seine Jugend verklärt, daß er ein anderer wird und sich selbst erkennt, und wo sie in der Geliebten ihm seine zweite Seele gegenüberstellt, in der die seinige sich als reiner

Klang auflöst, da ist die Liebe auch eingezogen mit ihren süßen Reizen und höchsten Entzückungen, mit ihrem glänzenden Dufte und rosigen Schimmer — so zieht sie nur einmal ins Herz, so bleibt sie aber auch im Herzen, aus dem ihr Gegenstand nie verdrängt werden kann; oder könnte sie abfallen von ihrem andern Seyn, so ist sie nie da gewesen.«

Das hatte er aus Betty's Seele gesprochen, das hatte oft in träumerischen Augenblicken in ihrem Herzen wiedergeklungen. »Fürchten Sie aber nicht Alles von meiner Schwäche und von den fortgesetzten Bewerbungen des Grafen?« fragte sie.

»So wenig als ich glaube, daß Sie etwas von meinen öftern Unterhaltungen mit der Comtesse Veßling fürchten, die mich stets in ihre Gespräche zieht, weil sie gerne fremde Sprachen spricht. Und dieser Graf — Betty! er liebt Sie nicht. Er ist der Eifersüchtige,

nicht ich. Oder sollte ihre Frage —“ Er stockte.

„Nein! nichts mehr von ihm,“ versetzte sie rasch; „er ist aus Sinnlichkeit und Eigennutz zusammengesetzt; nichts konnte mich bewegen, seinen Bewerbungen je Gehör zu geben.“

„Betty! fuhr Viktor lebhafter fort, „welch herrlicher Verein von Seelen, die seit dem ersten Augenblick ihres Begegnens sich auch verstanden, die sich achten mußen, und in dem gegenseitigen Vertrauen eine sichere Bewährung ihrer Gefühle finden, die sich fest halten, nah' und fern' eins sind, ohne beysammen zu seyn. Hier erblüht des Lebens schönstes Glück: reinste Harmonie bei ungeschwächter Treue — das ist Liebe. Eifersucht kennt eine solche nicht. Aber ein Zeichen muß die Liebe haben, an das sie ihre seligsten Erinnerungen knüpft. Betty, was geben Sie mir für mich selbst?“

Und als diese ängstlich sich seiner Umar-

mung entziehen wollte, ſagte er leiſer: „Sie werden reiſen Betty; ich auch, denn unſer Premierminiſter will mich mit einer Sendung an einen nordiſchen Hof beauftragen. So werden wir uns lange nicht wiederſehen, und bald müſſen wir uns trennen. Ich verlange keinen Schwur, keine Betheurung, aber — einen Kuß!“

Er ſchmiegte ſich vertraulich an ſie, daß ſie ihre Hände zitternd ausſtreckte, den Geliebten von ſich abzuhalten; eine reine Gluth malte ihre Wangen und in ihren blauen Augen ſchimmerten Thränen. „O Viktor! ich kann nicht,“ ſeufzte ſie aus den tief verwundeten Herzen; aber Viktor hatte ſeine Arme um ſie geſchlungen, ſie barg ſich ſchüchtern an ſeiner Bruſt, und ſchloß mit dem letzten Seufzer der fliehenden Freiheit ihren Mund, von deſſen Lippen er den ſüßen Wonneſchmerz der ſich ihm hingebenden jungfräulichen Liebe ſog.

Nun aber ſprang ſie raſch auf, ſcheu ſich umblickend.

Doch es hatte Niemand ſie belauſcht, als die Vögel des Waldes, die in lautem Geſang herumflogen, wetteifernd mit den zahlloſen flimmernden Sonnenſtäubchen, den wogenden hellgrünen jungen Blättern, die im Morgenwinde ſäußelten und den leichten Wölkchen, welche in das klare Blau zerfließend am Himmel wandelten, daß der ganze Wald, fühlend und ſpielend, den Liebenden ein tauſendtöniges ſüßes Brautlied ſang.

7.

Aus Betty's ganzem Weſen leuchtete jetzt der Silberblick der erſten Liebe. Die unnennbare Sehnſucht der mädchenhaften Schüchternheit war mit jenem Kuſſe verſchwunden; etwas Mildes und Weiches lag in ihr, die Wangen färbten ſich oft in höherem Roth, die klaren Funken der Augen früher ſo blitzend, ſtrahlten jetzt in einem feuchten Glanze. Die Erhebung auf eine höhere Stufe der weiblichen Natur, auf welcher ſie ihre Beſtimmung erkannte, und in ſicherer Feſthaltung der ſüßen Gefühle ihrer Würde nichts vergab, ja Alles in die Schranken des Geſchlechts zog, verlieh ihr einen zarten geheimen Zauber und gab ihrem Benehmen eine Sicherheit, die ſie früher jungen Männern gegenüber noch nicht gehabt hatte. Dem Gra-

sen entging dies Alles nicht; aber er war freundlicher als je und ließ Betty gewähren; war er doch sicher, daß Viktor bald eine Reise antreten müsse, die weit genug war, um einer Liebe, die nun ganz aus der Ferne gerückt wurde, allen Reiz zu nehmen, und die ihn in ein Land führen sollte, das kalt genug war, um den frisch aufgeschossenen Liebesfrühling nicht länger gedeihen zu lassen. Aber er hatte sich verrechnet. Man hätte Viktor an einer Expedition nach den Nordpol Theil nehmen lassen können und er hätte dort glühender geliebt, als unter den warmen Luftwogen eines südlichen Himmelsstriches, dem jetzt der Graf entgegeneilte, da er eine Reise nach Tyrol oder Italien machen wollte.

Die reizenden Gegenden des bayrischen Hochgebirgs hatte Betty gewählt, um, der Stadt entronnen, das Unterhaltende einer längeren Reise und die Annehmlichkeiten

eines einfachen Landlebens im Gebirge zu genießen und ganz in dem Gefühle eines ruhigen Daseins versunken, nur ihrer Liebe zu leben. Ihre Mutter hatte sie begleitet. Sie besuchten die schönsten Theile dieses reizenden Alpenlandes und nahmen einen längeren Aufenthalt in einem äusserst romantisch gelegenen Dorfe, wo sie der Hauptstadt des Landes etwas näher waren. — „Sie werden das deutsche Athen sehen," hatte Viktor vor seiner Abreise zu ihr gesagt, „in welchem ein hochsinniger pracht- und kunstliebender Fürst ein neues Zeitalter der Kunst heranführt, besuchen Sie oft die Glanzsäle der Skulptur und der Malerei, wo die Bewunderung sich in die Erinnerung an mittelalterliche florentinische und römische Herrlichkeit versenkt, besuchen Sie die Ateliers eines Heß und eines Schwanthalers."

Das hatte Betty gethan. Aber es war etwas in ihr, das sie nicht die klare heitere

Anschauungsweise gewinnen ließ, die bey jedem Kunstgenuß unentbehrlich ist. Es war immer wieder Viktor, den sie vermißte, und dessen verständige Erläuterungen sie herbeiwünschte; sie glaubte ohne ihn nur einen halben Genuß zu haben. Die Liebe hatte sie gleichgültig gemacht, wie denn das lodernde Feuer derselben erst dann wirklich erwärmet und Alles durchleuchtet, wenn es an der Gluth eines zweiten Herzens stete Nahrung findet. Sie drängte die Mutter zur Abreise; diese mußte Besuche abbrechen, Empfehlungsbriefe aufopfern, um dem eigensinnigen Mädchen zu willfahren.

Und in der herrlichen Natur lebte das Mädchen die sonnigen Tage ihres innern neuen Lebens, die Freuden des Himmels und der Erde zugleich in ihrem Busen tragend. Nie wurde ihr die Einsamkeit zur Last; ja kaum war ihr die Erholung angenehm, welche manchmal ein fremder Besuch gewährte, oder

eine Luſtpartie der zahlreich verſammelten Fremden. Konnte ſie denn mit Jemanden von ihrer Liebe ſprechen? Und was war das Unterhaltungsthema dieſer Leute? Immer etwas Alltägliches. Schwelgten ſie etwa in den Reizen der ſich entſchleiernden Natur, daß ſie an einer neuen Welt des Schönen und Edlen ſich erbauten und höhere Intereſſen des Lebens glühend erfaßten? Nein, ſie ſchliefen im prächtigen Tempel der Schöpfung ein. An dem herrlichſten Abend, der die Geſellſchaft zu gemeinſamer Mahlzeit im Freien verſammelte, und Bäume, Felſen und Seen in ein ſanftwallendes röthliches Licht getaucht hatte, ſprachen ſie von der Stallfütterung, vom bayeriſchen Bier und von Eiſenbahnen, die Betty nicht leiden konnte.

„Es iſt die Macht des Bürgers, die Stimme des Volkes, die mit dieſen neuen Handelsverbindungen ganze Staaten beglücken

wird," sagte ein junger Kaufmann, der sich das Vergnügen gemacht hatte, Proben von Cigaren einer neu zu etablirenden Tabackfabrik unter die männliche Hälfte der Gesellschaft zu vertheilen und sich von der großen Erfindung wichtige Vortheile für seinen Artikel versprach."

„Das ist dieselbe Macht des Volkes," entgegnete ihm Betty, „welche mit plumpen Füßen gerade Wege durch die schönsten Anlagen und Promenaden tritt, weil die Schlangenwege der Gartenkunst zu viel Zeit rauben."

„Das kann man nicht zusammenwerfen," meinte der junge Mann und entwickelte in einer langen Rede, über welche seine Cigare mehrmals ausging, wie das Nützlichkeitssystem das allein wahre und weltbeglückende sey. Er hatte noch nie eine so aufmerksame Schülerin gehabt. Freilich mußte ihn Betty immer ansehen, weil gerade hinter ihm, sich der

entzückende Anblick des weiten Thales darbot, in welchem ein dunkler See schimmerte; und wenn sie gähnte, so konnte das nur ein Zeichen der beifälligen Bewunderung seyn. Endlich machte sie ihn, als er gerade mit seinen Eisenbahnprojecten in Peking angekommen war, wo er Cigaren gegen Thee austauschen wollte, auf die Schönheit der Gegend aufmerksam.

„Bei Gott! die Landschaft ist wie gemalt!“ rief der Freund des Nützlichkeitssystems. „Als wenn ein Dichter und ein Künstler hier vereint ein Etablissement gegründet hätten.“

Sie mußte ein Lachen verbeißen über diesen herrlichen Ausruf. „Es schwebt Ihnen vielleicht ein bestimmter Dichter vor, der solche Gegenden öfter besang?“ fragte sie.

„In der That; ich denke einmal einen solchen gelesen zu haben; ich glaube Washington heißt er.“

Betty brach in ein unauslöschliches Ge-

lächter aus. „Bitte um Entſchuldigung; dieſer Namen erregt in mir komiſche Erinnerungen, weil ein Nachtwächter in meiner Vaterſtadt ſo heißt. Aber ſie kennen wohl auch den Dichter Matthiſſon?

„Daß ich nicht wüßte; ein Mann dieſes Namens hat ein gutes Buch über Lichter- und Seifenfabrikation geſchrieben.“

Es wurde ihr zu bunt; ſie lief davon.

In den Wald trugen ſie ihre Schritte, wo ein tiefes Schweigen ſie umgab; neben den ragenden Tannen auf dem verſchlungenen Pfade, welcher an überhängenden Felſen vorbei führte, eilte ſie dahin, um eine Quelle aufzuſuchen, die ſanft rieſelnd einen kleinen Felſen herabrollte, und ein munteres Bächlein durch den ſchwellenden Raſen ſandte. Ein Ort, ganz für Liebende geſchaffen. Sie hatte oft allein dort verweilt; heute aber ſaß eine ſchlanke weibliche Geſtalt am Rande der Quelle

auf hohem Steine; sie war von einem langen weißen Gewande umflossen, ihr schwarzes Haar flatterte losgeringelt im Abendwinde über Nacken und Busen; ihre Haltung war nachlässig, aber malerisch. Wie sie so dasaß einsam und allein in dem dunkeln Walde, dessen tiefe Melancholie kaum das Zirpen einer Grille und das Plätschern des Wassers unterbrach, schien sie, mit dem traurigen Ausdruck des blassen Gesichtes, den matten Augen, welchen Thränen entfielen und dem schmerzlich zuckenden hellrothen Mund, eine jener Nymphen zu seyn, mit welchen die alten Griechen die ganze Natur belebten und die über den Tod ihres Geliebten oder den Sturz ihres Baumes trauerte.

Als Betty näher kam, erkannte sie ihre neue Freundin.

Valerie war schon seit länger als einem Jahre in diesem Lande. Niemand wußte, wo-

her sie kam; von ihr selbst konnte man nichts erfahren, denn sie war stumm. Sie hatte sich in dieser Gegend, die ihr ganz besonders zu gefallen schien, angekauft, ein Diener und ein Kammermädchen, die aber beide von ihrer Herrschaft nichts Näheres zu wissen schienen, bildeten ihr Hausgesinde, sie selbst war stets allein, empfing weder Besuche, noch gab sie welche, und lebte so zurückgezogen, daß sie ganz und gar wäre verborgen geblieben, hätte nicht eben das Geheimnißvolle, welches in ihr zu liegen schien, die nach ihrer äußern Bildung von einem andern Lande stammte, und eine gewisse phantastische Pracht, welche in Allem, was ihr angehörte, nicht zu verkennen war, die neugierige Theilnahme fremder Personen rege gemacht, welche neben dem Trost, mit welchem sie sich der Unglücklichen nahten, eine lästige Zudringlichkeit zeigten, so daß Valerie noch mehr jede Annäherung an die Außen-

welt vermied. Auffallend war, daß ſie manchmal auf einem ſchönen Schimmel, den ſie beſaß, einen Spazierritt machte; ohne Begleitung ritt ſie dann die gefährlichſten Wege, manchmal in Galopp, mit einer Kühnheit und Fertigkeit, die unbegreiflich war; wie eine Amazone ſchien ſie einen Feind aufzujagen, ihn aber nicht zu finden. Erhitzt, mit aufgelöstem Haar und flatternden Kleidern flog ſie dann nach Hauſe, wo der Bediente das ſchweisbedeckte Pferd in Empfang nahm. Betty war die Einzige, welche ſich eines nähern Vertrauens der blaſſen Unbekannten erfreuen konnte, die manchmal ſtill und gedankenvoll, blos von ihrer Zoſe begleitet, Spaziergänge machte, auf welchen häufige Begegnungen eine gewiſſe Freundſchaft der beiden Mädchen herbeiführten. Valerie fand Gefallen an Betty's lebhaftem Weſen, ihrer ruhigen Heiterkeit, und den muthwilligen Scherzen, wobei ſie aber bald

wieder ernst seyn konnte; sie hatte bald herausgebracht, daß Betty liebe, und diese wollte den Grund von Valeriens beständiger Trauer, in einer unglücklichen Liebe finden, die mit größerem Kummer sie zu drücken schien, als das Unglück, daß sie der Sprache beraubt war. Auch heute, wo Betty sie an der Quelle sitzend fand, und ängstlich die Freundin an ihren klopfenden Busen drückte, waren nur Thränen und Seufzer die Antwort auf Betty's besänftigende Reden. Sie schüttelte immer die dunkeln Locken und warf die zerrissenen Blumen, die sie in ihrem Schooß gesammelt hatte, in die leisen Wellen, die eine abendliche Frische durch die heiße, düfteschwere Luft verbreiteten. Valeriens tiefer Gram war Betty nie so auf's Herz gefallen wie in dieser Stunde, wo schon das wunderbare Schweigen des dunklen Waldes sie an jenen Morgen erinnerte, an dem Viktor ihr die Freiheit ihrer Jugend geraubt

hatte. Sie dachte lebhaft an ihn, der bei ihrer Abreiſe ihr einen Brief verſprochen hatte, welcher aus dem fernen Norden, wohin ſein Beruf ihn führte, kommen ſollte.

Da hörte ſie raſche Männertritte; es rauſchte in den Gebüſchen, Valerie ſah ängſtlich um, Betty wollte ſie wegführen, als um die Felſenecke ein junger Mann in Reiſekleidern bog, deſſen Anblick Betty einen lauten Jubelruf entlockte. Es war Viktor; er, den ſie ſich in Schweden oder Rußland dachte, ſtand mit einem Male leibhaft vor ihr. Sie fragte nicht, wo er herkam, als ſie ſehnend die Arme nach ihm ausſtreckte, und die hochrothe Flamme des Abendlichts von ihren Wangen ſtrahlte, und ihr Mund mit dem ſehnenden Schmerz nach ſüß geahnter Vereinigung an dem ſeinigen hing. Die ſilberne Sichel des Mondes trat jetzt hinter einer Wolke hervor, und der wankende Schein, der ſich immer

weiter und weiter verbreitete, beleuchtete die Liebenden, welche Valerie, die sich erhoben hatte, und in ihrer schlanken Gestalt wie eine Göttin da stand, mit staunenden Augen betrachtete, dann aber scheu entfloh und den Rückweg einschlug.

Als Viktor überrascht von dieser schnellen blendenden Erscheinung, nach ihr fragte, war sie verschwunden. Betty belehrte ihn nur kurz; dagegen vernahm sie die längere Erzählung Viktors. Der Minister hatte ihm schon die nöthigen Depeschen übergeben und seine Abreise stand bevor, als er wieder zu ihm berufen und ersucht wurde, die aufgetragene Sendung einem andern jungen Manne zu überlassen, welcher damit seine diplomatische Laufbahn beginnen wolle, in der Hauptstadt jenes Landes Verwandte habe und überdieß der Landessprache mächtig sey. Viktor war keineswegs abgeneigt, begnügte sich mit anderweitigen gegebenen Hoff-

nungen und einem Urlaub von mehreren Wochen; überdieß gewann er an dem jungen Diplomaten, der in ihm seinen Nebenbuhler fürchtete, einen dankbaren Freund, und verfehlte nicht, seiner Reise die Richtung zu geben, welche die Baronesse mit ihrer Tochter genommen hatte. Zu Fuße wanderte er in die Gebirgsgegend, eilte hin von den Flügeln des Verlangens getragen, allein, ohne Führer weiter, und verdankte dem schlimmen Zufalle, daß er sich verirrte, das Wiedersehen der Geliebten.

8.

Viktor war überglücklich im Beſitze der ſchönſten und zarteſten Liebe. Was er in den ſeligſten Stunden der Jugend geahnet, was in Geſpräch mit Freunden ſeine Gefühle geſchwellt hatte, was in ihm angeklungen hatte, oft nur durch Blick und Ton, war ihm nun aufgeſchloſſen worden; ſeine eigene Seele lag offen vor ihm, wie ein aufgeſchlagenes Buch, er kannte ſich ſelbſt beſſer. Und das Paradies der Liebe zog ihn immer tiefer in ſich hinein. Wie ihn die Geliebte begriff, ſo hatte ihn noch kein Menſch begriffen, ſie ſtand als ſein zweites Daſeyn ihm gegenüber, und oft, wenn ihr ſeelenvoller Blick dem ſeinigen begegnete, lächelte er nur ſtill — wenn ſie aber an ſeiner Bruſt lag, und er ihren Athem fühlte und ſich über

ſie beugte, wie über die ſchönſte eben aufgeblühte Roſe, und ihr Händedruck den ſeinigen erwiederte und ſein auf ihre Wangen gehauchter Kuß ihr Auge in ſanfter Verklärung ſchimmern machte, und ihr Herz ſtärker klopfte, da ſchien die Welt um ihn keine Bedeutung mehr zu haben, als nur die, daß ſie ihm die Geliebte gegeben hatte: er verſank in ein tiefes Sinnen, das die ſchönſten Bilder ihm vergaukelte. Er ſeufzte manchmal wie erſchreckt, bis die Nähe ſeiner Liebe ihn wieder an ſich zog; dann druckte er feurig die Herrliche an ſich und küßte die kleinen feuchten Roſenkelche des ſüßgeſchloſſnen Mundes, die in leiſem, himmliſchhellen Purpurroth flammten.

So flogen wie bunte Träume die angenehmſten Tage dahin, mit den leichten Schwingen goldener Wolken, an denen die Glanzſterne unauslöſchlicher Erinnerungen funkelten; der kryſtallne Himmel wiederſtrahlte in den

feurigen sprechenden Augen, der rauschende Wasserfturz oder die sanft plätschernde Quelle mischten sich in die Gespräche der Liebe, das Echo des Felsenthales rief die theuren Namen nach und wiederhollte das heitere Lachen des Mutwillens, in den leise bewegten Wellen des dunklen Sees spiegelten sich die fröhlichen Gesichter.

Valerie war nun ganz der Gegensatz zu Betty — wie ihn nur die Liebe hervorrufen konnte, die ja oft dem einen das heitere Loos eines sonnenvollen Lebens, dem andern die schmerzliche Last eines unglücklichen Verhängnisses bringt. Diese war die frische in bunter Farbenpracht blühende Blume, die entfaltete Rosenknospe vom Hauche der Liebe übergossen, im blauen Aether und Abendroth schwimmend, aber Valerie glich der Blume eines fremden Himmelsstriches, die allein steht auf ungewohntem Boden und welkend, rauhen Lüften

preisgegeben das Haupt in schmerzvollem Todesſehnen zur Erde ſenkt. Vergebens ſuchte Betty die Kranke, die in ihrem ſprachloſen Zuſtande ihr das tiefſte Mitleid aufregte, zu erheitern; doch nahm Valerie einige Einladungen der Präſidentin an, und zeigte wirklich in dem engeren Kreiſe auserwählter Gäſte eine unbefangene Freundlichkeit. Ihre Blicke glänzten, die Wangen rötheten ſich höher und ein heiteres Lächeln zeigte die innere, wohlthuende Aufregung an, wenn Betty deutſche und italieniſche Lieder ſang. Die letztern gefielen ihr nicht; aber eines Tages brachte ſie einen Pack Muſikalien, franzöſiſche Geſänge mit Melodien, jene leichten, Fuß und Herz beflügelnden Couplets der nationalen Vaudevilles, und Betty mußte dem heftigen Dringen nachgeben, mehre derſelben zu ſingen. Valerie wurde fröhlich in den alten Erinnerungen, es waren die Töne ihrer Landesſprache; ein ſtetes Lächeln thronte

auf dem blassen Gesichte, bald aber löste sich die heitere Empfindung durch den sanften Uebergang der Thränen zum bittersten Schmerze auf, daß sie schluchzend an die Brust der Freundin sank.

Durch die heftige Aufregung der letzten Tage war sie krank geworden und erlaubte es, daß Viktor einen jungen Arzt, der in der Nähe war, zu ihr führte. Sie unterwarf sich mit Widerwillen seinen Anordnungen, überzeugt, daß es für ihre Krankheit kein Heilmittel gäbe, als den Tod. Betty war die einzige, deren Besuch Valerien stets willkommen war, sie mußte ihr französisch vorplaudern von ihrer Vaterstadt, von ihren Freundinnen, von ihrer Liebe. Valerie beschäftigte sich in einsamen Stunden damit, eine feingearbeitete Chatulle zu öffnen, in welcher eine Menge Papiere, Briefe, Gedichte, goldene Ringe, vertrocknete Blumen, Bänder

und anderer Tand durcheinander lag; als sie eben in diesen Sachen kramte, überraschte sie Betty. Valerie verschloß rasch ihre Schätze, Betty lächelte darüber und hob ein offenes Briefchen auf, das von dem Tische herabgefallen war. Sie erkannte die Schrift, und gab es erblassend Valerien; einen Namen hatte sie gelesen, der ein bisher tief verborgenes Geheimniß ihr aufzuschließen drohte. Valerie erschrack, aber ihren fragenden Blick beantwortete Betty nicht und verließ, eine leichte Uebelkeit vorschützend, die Freundin.

Als sie ins Freie trat, gewahrte sie einen Reisewagen, der in der Ferne langsam den Berg herab rollte; der Livrée der Bedienten nach konnte es der Graf seyn. Er war angekommen und machte noch an demselben Abend einen Besuch, da er der Präsidentin Briefe von ihrem Manne mitbrachte. Diese schienen auf die Empfängerin nicht den angenehmsten

Eindruck zu machen; der Graf noch weniger auf Betty, so saß man sich still gegenüber. Die Neuigkeiten der Hauptstadt waren bald gegen die des ländlichen Aufenthaltes ausgetauscht; durch Valeriens Erwähnung wurde des Grafen Neugierde rege. Betty erzählte was sie wußte, daß Valerie eine Französin sey, die von ihren Eltern verstoßen, von ihrem treulosen Liebhaber verlassen und betrogen, im Gram und Kummer über das verlorne Lebensglück sichtbar dem Grabe zuwelke.

Sie fixirte dabei mit strengem Blicke den Grafen, daß dieser eine gewisse Unruhe nicht verbergen konnte. Er schlürfte voll Verlegenheit ein Glas Wein und laute an einem Stückchen Croquante; doch wagte er noch einige Fragen.

„Es läßt sich nicht mehr aus ihr herausbringen, sie ist stumm; wahrscheinlich stammt sie aus dem südlichen Frankreich.“

Der Graf athmete leichter, als er hörte daß Valerie stumm sey. Aber er barg kaum die Blässe der Angst und Verwirrung, die sich auf sein Gesicht lagerte, als Betty das Schreckbild Valeriens ihm vormalte. „Sie ahnt es,“ dachte er bei sich. „Ja sie weiß es — ob sie es auch richtig kennt?“ Diese Gedanken wälzten sich in seiner Seele; dabei stand immer die blasse Valerie vor ihm, daß er schauderte.

„Zufällig habe ich ihren ganzen Namen erfahren, ohne daß sie es selbst weiß,“ fuhr Betty fort; sie heißt **Marie Valerie Antoine de la Verry.**“

Der Graf hatte genug; die leisesten Zweifel, die noch in ihm sich regten, waren verschwunden. Er empfahl sich. Der Bediente mußte sogleich Postpferde für den nächsten Morgen bestellen; es waren aber keine zu haben, da alle schon für die Königin von Bayern in Beschlag genommen waren. Der

nothwendige Aufschub der Reise führte ein Ereigniß herbei, das in seinen Entdeckungen für Valerie von den unglücklichsten Folgen war. Die Präsidentin hatte einen Morgenspaziergang vorgeschlagen und den Grafen eingeladen, sie zu begleiten; er konnte es nicht abschlagen und in der Hoffnung Valerien nicht zu begegnen, die er krank wußte, zeigte er sich heiter und unbefangen. Betty hatte jedoch Valerie abgeholt, die auch, sich besser und stärker als gewöhnlich fühlend, auf ihr Mädchen gestützt, und von Viktor begleitet, den Felsenhügel hinan schritt, auf welchem Betty schon geschäftig war, das Frühstück zu bereiten. Mit heiteren Scherzen empfing sie die Kommenden und freute sich an Valeriens besserem Aussehen; ein Genesungsfest nannte sie den heutigen Tag, obgleich Valerie schmerzlich lächelnd das Haupt schüttelte, und auch Betty der Ankunft des Grafen in trüber

Ahnung entgegensah. Man genoß unterdessen den Anblick der herrlichen Gebirgsgegend, die auf der einen Seite bis zur glatten Ebene sich abdachte, auf der andern den reichen Wechsel saftgrüner Thäler, schwindelnder Klippen und ferner Gletscher mit ewigem Schnee darbot. Betty wollte es nicht gefallen, daß der Horizont nicht ringsum Wald und Berg, sondern zwischen nähern Hügeln auch eine endlose Fläche zeigte.

„Ich habe von jeher," sagte Viktor, „gern von beträchtlichen Höhen herab weite Ebenen betrachtet, sie mochten in angenehmen Wellenlinien mit buntfarbigen Abwechslungen das Auge wohlthuend ansprechen, oder durch eine leere glatte Fläche in die weiteste Ferne sich hinaus dehnen, bis sie mit dem Horizont in eins verschmilzen. Gerade in dieser ungemessenen Weite findet sich die Phantasie heimisch, sie setzt die Gegend ins Unendliche fort und

macht die endlosen Räume zum Raum der Poesie, und wo das Auge nichts mehr siehet, als die unendliche Himmelsdecke, da findet sie ihre schönsten Bilder — wo Nichts ist, ist Alles. Das Herz findet da eine Welt, wo sie dem gemeinen Menschen aufhört und denkt mit ehrfurchtsvollem Schauder den erhabensten Gedanken, den Gedanken an Gott.«

»Sie kommen!« rief Betty und flog von ihrem Rasensitze auf. Valerie erhob sich langsam. Der Graf, der schon von Weitem Valerie erkannt hatte, konnte der Begegnung nicht ausweichen; er hatte unterwegs schon Mühe gehabt, der Präsidentin seine unruhige Gedankenlosigkeit zu verhehlen; denn daß Valerie stumm seyn sollte, konnte er immer nicht begreifen. Nun war nichts anders möglich, als den Fremden zu spielen; er trat grüßend vor, Valerie ihm gegenüber. Diese zitterte mit einem Male heftig und wechselte die Farbe,

ihre Lippen bebten, die Gesichtsmuskeln zuckten, in gräßlichem Schrei stieß sie den Namen »François« aus und sank ohnmächtig, todtbleich an dem Grafen nieder. Der Schrecken machte für den ersten Augenblick die ganze Gruppe zu regungslosen Bildsäulen. Betty war erschrocken über die Bestätigung ihrer Vermuthungen, Viktor und die Präsidentin über das ausgesprochene Wort der Stummen. Entsetzt stand der Graf vor Valerien, die wie eine Leiche da lag.

»Welch' unglückselige Verwechslung muß hier vorgegangen seyn!« murmelte er, während die Andern mit der Ohnmächtigen sich beschäftigten. Endlich schlug sie die Augen auf; sie saß auf einer Steinbank, von Betty's Armen gehalten, und legte den Kopf an die Brust der Freundin. Die strengen Blicke der beiden Mädchen fielen auf den Grafen, der Miene machte, sich zu verabschieden.

„François“ sprach Valerie französisch zum Grafen, „muß ich so dich wieder finden? Du konntest mich treulos verlassen. Sieh mich an; mein Unglück ist dein Werk!“

„Mademoiselle, es ist nicht meine Schuld, daß es so weit gekommen ist, wir haben beide leichtsinnig gehandelt. Ich hoffe,“ sprach er, zu den Uebrigen gewendet, „man wird mich nicht voreilig verdammen.“ Nach einigen höflichen Entschuldigungen verließ er die Gesellschaft.

„Treuloser!“ schrie Valerie, „wenn ich sterbe, soll der Fluch meiner Eltern mit meinem eigenen auf dich übergehen.“ Sie rief diese Worte mit einer Leidenschaftlichkeit, wie sie nur die glühende Liebe des heißen Südens kennt, fiel dann jammernd zurück und verlangte nach Hause. Mehr getragen, als geführt erreichte sie in Begleitung der Andern, die nicht länger an dem Ort eines so unseligen Ereignisses bleiben mochten, das Thal und ihre

Wohnung. Kein Wort ging weiter über ihre Lippen, obgleich Alle ihre Verwunderung über das plötzliche Reden der bisher Sprachlosen ausdrückten.

9.

Zu Hause schloß sich Valerie in ihr Zimmer ein und befahl, Niemanden zu ihr zu lassen. Sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb. Dasselbe that in diesem Augenblick auch der Graf; er schrieb an Valerien, bedauerte, sie so wiedergefunden zu haben, die er sich in die Heimath zurückgekehrt gedachte, bat sie dieselbe aufzusuchen, und begleitete die kalten, herzlosen Worte mit einem Kästchen blanker Louisd'or. Der Bediente, welcher das Geschenk überbrachte, wurde vorgelassen. Zitternd vor Zorn las Valerie den Brief und empfing das Kästchen; diese niedrige Behandlung setzte sie außer sich.

„Sag deinem Herrn," rief sie dem Diener zu, indem sie die Cassette ihm vor die Füße

warf, »er ſoll ſich mit ſeinem Gewiſſen und den Zeugen ſeiner Schande abfinden; mich kann er nur durch Blut verſöhnen, aber auch dies will ich ihm erſparen!«

Ruhiger fragte ſie dann, wann der Graf abreiſe und ob ſie ihn nicht ſprechen könnte. Der Diener äußerte, daß der Graf erſt gegen Abend abreiſe, da der nöthige Vorſpann jetzt angekommen wäre.

Valerie hatte gegen Abend ihre Schreibereien geendigt.

Nun kam Betty. Sie war überraſcht, die Freundin ſo heiter zu finden, umarmte ſie mit lebhafter Freude, daß ſie ihre Sprache wieder gefunden habe, bat ſie ihre Geſchichte zu erzählen, und wenn ſie keinen weitern Zufluchtsort hätte, ihr in ihre Vaterſtadt zu folgen. Valerie ſchüttelte bei dieſen Freundſchaftsbezeigungen das Haupt; ſie wieß auf die Papiere, welche den Tiſch bedeckten, es

waren Briefe dabei, welche nach dem südlichem Frankreich adreſſirt waren. Sie verlangte zu wiſſen, ob der Graf ſchon abgereiſt ſey.

„Es iſt, als ſolle er dieſe Gegend nicht verlaſſen,“ erwiederte die Gefragte, „nun da die Poſtpferde da ſind und er fort will, findet ſich am Reiſewagen eine Beſchädigung, die nothwendig einige Stunden Aufſchub verlangt; er reiſt aber jetzt zu Pferde ab und hat ſich ſo eben bei meiner Mutter empfohlen. Ich mochte ihn nicht ſehen.“

Valerie fragte nur noch nach dem Weg, welchen er einſchlage. „Jean“ rief ſie, „ſattle augenblicklich den Figaro!“ und verließ raſch das Zimmer, in ihre Garderobe ſich zurückziehend, wohin ihr das Kammermädchen folgte.

Als ſie wieder heraustrat, ſtand ſie da in theatraliſchem Coſtume, ein goldgeſticktes, grünſeidenes, kurzes Kleid umgab ſie, die zarten

Füße von weißem Tricot bekleidet, zierten zimmtfarbene Schuhe, ein großer weißer Schleier wallte vom Haupte herab über Schulter und Hüfte, eine leichte Reitgerte hing an ihrer Hand. Sie umhalste mit einem Lebewohl die erstaunte Freundin, zog einen kostbaren Ring vom Finger, den sie ihr gab, küßte das weinende Kammermädchen, welche die Hände ihrer Gebieterin nicht loslassen wollte, auf die Stirne, drückte dem alten Diener die Hand und bestieg dann ihr treues Thier, das mit lebhaften Bewegungen, scharrend und stampfend die prächtige Reiterin aufnahm und rasch davon flog. Betty wußte nicht, ob sie wache oder träume; sie folgte der Davoneilenden nach. Daß Valerie den Grafen einholen wolle, war ihr gewiß; was aber dieser Aufzug bedeuten solle, konnte sie nicht begreifen. Als sie in das Freie gekommen war und die Aussicht über das Thal gewonnen hatte, sah sie den Grafen

von einem Diener begleitet rasch dahinreiten. Valerie erblickte ihn erst, als die Windung der schmalen Straße sich in langer Ausdehnung auf einen Berg zog. Sie setzte ihr Pferd in vollen Galopp, ihre Stimme schreckte den Grafen auf, der mit Staunen die Rasende im Sattel stehend, einen Dolch schwingend heransprengen sah; er jagte voran, daß der Diener bald zurück bleiben mußte, Valerie immer nach, erreichte ihn. „Kennst du mich, treuloser Verräther? Das galt dir!“ rief sie, den blitzenden Dolch wegwerfend. „Jetzt reiten wir zusammen!“ und sich in den Sattel setzend, immer in raschem Trab neben dem Grafen, dessen scheues Pferd sich kaum im Laufe halten ließ, ergriff sie den Zügel seines Pferdes, und vereint flogen sie beide den Berg hinan, wo die Straße immer schmaler wurde und neben einem tiefen Abgrunde vorbeiführte. Valerie hielt wie eine Furie die Zügel fest, der Graf

ſuchte vergeblich ſich an ihr loszumachen, als ſie ihn an den Abgrund hindrängte, in den ſie beide unfehlbar hinabſtürzen mußten. Aber der Graf ſaß feſt, als Valerie wüthend nach ihm griff, ſein Pferd bäumte ſich, Valeriens Schimmel ſtrauchelte und ſtürzte mit ſeiner Herrin in die Tiefe. Ihr lauter Schmerzensruf tönte noch an des Grafen Ohr, dann leichter athmend, wie von einer dämoniſchen Erſcheinung befreit, rief er ſeinen Diener und verſchwand bald in dem dunkeln Wald.

Als Valerie die Augen aufſchlug, lag ſie auf ihrem Ruhebette und um ihr ſtanden Betty und ihre Mutter, der Arzt und ihr Diener mit dem weinenden Mädchen. Man hatte ſie für todt gehalten, aber ſie lebte noch und erwachte nur zu den heftigſten Schmerzen; die ſchrecklichſten Fieberphantaſieen ließen ihr keine Ruhe; nur in wenigen lichten Augenblicken konnte Betty mit ihr ſprechen. Dieſe fragte

sie einmal, ob sie nicht einen Geistlichen begehre, der sie mit den Tröstungen ihrer Religion erquicken solle, da der Kaplan des Orts, obgleich sie selbst nie die Kirche besuchte, nach ihr gefragt hatte.

„Was Religion — die hat er mir genommen, der mir Alles raubte, ich betete nur ihn an, der mir sagte, als ich bedauerte, daß er Protestant sey: du bist mir am liebsten, wenn du gar nichts glaubst; Religion ist das Produkt der Uebereinkunft. Ach! und sie haben es gezeigt diese Priester, die für jeden Schmerz eine linde Salbe haben wollen. Der einzige, dem ich mein Herz ausschüttete, brachte mir den Fluch meiner Eltern.“

Betty sprach milde Worte eines tiefen, religiösen Gefühls zu der Verirrten; sie lobte den genannten Geistlichen als einen würdigen Mann, der seiner Kirche Ehre mache; sie fragte sie endlich, ob sie dem Grafen nicht

verzeihe, wenn sie — sie zauderte, diese Worte auszusprechen — sterben sollte.

„Nein! nein! ich sterbe mit ihm. Franz, wo bist du? komm! deine Valerie wartet; hier sind die Blumen, die man im Circus mir zuwarf. Warum freust du dich nicht, habe ich nicht einen Triumph gefeiert?“ — Sie murmelte immer leisere Worte, ihr Geist schien abwesend und sich mit angenehmen Erinnerungen zu beschäftigen. Bald schrie sie wieder laut auf: „Vater und Mutter, ach warum holt ihr eure Valerie nicht ab, schickt doch meine alte Louison; ich komme, laß mich nur noch ein bischen mit Etienne spielen. Aber wie ist unser Schloß so ganz verändert! hu! Alles ist schwarz, und wo ich hintrete, fließt Blut! — Mademoiselle Valerie, die Quadrille beginnt! Besteigen Sie den Figaro! — Jesus Maria! ich stürze, helft!“

Nach zwei Tagen war sie todt.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Unter ihren Papieren fand sich ein Testament, worin sie Viktor den Auftrag gab, ihr Eigenthum zu vertheilen, er selbst und Betty, der Arzt, die Dienstboten, die Bewohner des Hauses, und die Armen des Orts erhielten reiche Vermächtnisse. Die Briefe bat sie an die Adressen sicher zu besorgen. Auf einigen Bögen war für Betty ihre Geschichte geschrieben.

10.

Ich lernte den Grafen kennen, so lauteten Valeriens Worte, als er auf einer Reise von der Schweiz nach dem südlichen Theil meines Vaterlandes, durch die Krankheit seines Reisegefährten in einem schlechten Dorfe zu bleiben genöthigt wurde. Mein Vater erfuhr dies kaum, so bot er dem Grafen und seinem Freunde den Aufenthalt in seinem Schloße an, das ganz nahe in der herrlichsten Lage war und ihm alle Bequemlichkeiten seines Standes gewährte. Er nahm es an, wurde ein Freund unsers Hauses und blieb selbst, als der Kranke wieder genesen war, auf unser Zureden noch einige Tage. Ich stand damals in der schönsten Blüthe meiner Jahre, in der Zeit, in welcher das Herz sich der Liebe öffnet. Der

Graf machte mir den Hof, er ſchien mich zu lieben, ich liebte ihn wirklich. In Paris, wohin er ging und wo auch meine Eltern eine Zeitlang ihren Aufenthalt nehmen wollten, konnten wir uns wieder treffen; ich ſchwamm in einem Meere von Wonne und Entzücken, als die Freuden und Genüſſe der Hauptſtadt meine jugendliche Sehnſucht befriedigten, und des Grafen Liebe mich glücklich machte. Meine Eltern aber wollten dieſe Verhältniſſe keineswegs dulden, ſie ſtammten aus einem alten ſtreng katholiſchen Geſchlecht, und der Graf war Proteſtant. Sie nahmen mir alle Gelegenheit den Geliebten zu ſprechen; er wollte abreiſen, ich konnte von ihm nicht laſſen, er hatte mich umſtrickt, daß ich ohne ihn nicht leben zu können glaubte, ich wollte mit ihm reiſen und er ſollte mich entführen. Es geſchah, wir reiſten in der Nacht ab, und ich vergaß in unſeliger Verblendung Alles, Ehre

und Pflicht, Eltern, Geschwister und Vaterland. Wie der Graf diesen Plan nur annehmen und ausführen konnte, wenn er nicht wirklich die Absicht hatte, mich zu ehelichen und dadurch meine Eltern, zu denen ich wieder zurückzukehren hoffte, zu versöhnen, ist mir unbegreiflich. Seine Liebe wurde immer kälter; mitten in Deutschland verließ er mich. Mein Schmerz war grenzenlos. Ich schrieb an meine alte Tante in meine Heimath, sie meldete mir, daß meine Eltern im Zorn über ihre ehrvergeßne Tochter sich von mir losgesagt hätten, ich sollte bleiben, wo ich wäre. Vor Jammer und Verzweiflung wurde ich krank; einsam und verlassen wie ich war, in einem Lande, dessen Sprache ich nicht verstand, wäre ich gewiß dem Kummer unterlegen, oder hätte meinem Leben ein Ende gemacht, da mir, wenn die wenigen Schätze, welche ich mitgenommen hatte, verbraucht waren, nur

Noth und Entbehrung bevorstand. Zum Glücke logirte in dem Gasthofe der Stadt, in welchem ich mich befand, eine französische Familie, die sich meiner annahm. Durch ihre Pflege genaß ich wieder und theilte ihnen mein Schicksal mit. Ich erfuhr von ihnen, daß sie Mitglieder einer zahlreichen Kunstreitergesellschaft wären, deren Chef die Madame, welche sich so theilnehmend gegen mich bewiesen hatte, selbst war; sie gaben Vorstellungen in der Stadt und warteten auf einen andern Theil der Gesellschaft, um dann nach Wien zu reisen. Man machte mir den Vorschlag, unter die Gesellschaft zu treten, welche aus feingebildeten und geübteren Mitgliedern bestand. Ich ging ihn sogleich ein; hatten die Meinigen von mir sich losgesagt, so konnte ich mich auch von ihnen auf immer trennen. Mit der größten Leichtigkeit eignete ich mir die schwersten Reiterkünste an, da ich, als ich noch auf dem elter-

lichen Schlosse war, durch meinen Vater und meinen Bruder, schon Reiten, Jagen und Fechten gelernt hatte; diese Geschmeidigkeit meines Körpers kam mir trefflich zu statten. Was aber, als ich öffentlich, doch nicht unter dem Namen meines Hauses, auftrat, mir die größte Aufmerksamkeit und den rauschendsten Beifall verschaffte, war meine Schönheit; ich feierte in Wien jedesmal einen Triumph, wenn ich den Circus betrat, die vornehmsten Cavaliere blieben in den Sperrsitzen oft nur so lange, bis ich den Circus verließ. Ich empfing galante Schmeicheleien und Geschenke, nahm aber Alles kalt und ernst auf, man staunte über meine Zurückhaltung, über die Trauer, die mich oft so verstimmte und nur, wenn ich mein Leibpferd bestieg, von meinem Gesichte wich. Einst warf ich einen schnellen Blick auf die vordersten Bänke, da erkannte ich den Grafen; mir schwindelte, ich verlor die Besinnung und

stürzte vom Pferde. Man trug mich ohnmächtig hinaus; doch hatte ich keinen Schaden genommen. Im ersten Augenblick meiner erneuten Leidenschaft, die ein unauslöschliches Rachegefühl in mir anfachte, wollte ich den Grafen als meinen Verführer allen denen bezeichnen, die sich in den Waffen mit ihm hätten messen können, aber bald besuchte er mich selber. Ich vergaß allen Haß, als er mir, ich weiß nicht mehr, welche Entschuldigungen vorlog und um meine Verzeihung bat. Er fürchtete vielleicht meine Rache; ich ließ mich bethören, denn ich hatte ihn wahrhaft geliebt. Ich verlangte, er solle mich in meine Heimath zurückbringen und mit meinen Eltern sich und mich auszusöhnen versuchen; er gab ausweichende Antworten, versprach jedoch, mich auf ein ihm gehöriges Gut, das aber in einem andern Lande lag, zu bringen. Mit Verachtung wieß ich diesen Vorschlag zurück. Bald erhielt ich einen Brief von ihm,

worin er auf immer von mir Abſchied nahm und mich bat, allein mein Vaterland aufzuſuchen; zwei Wechſel auf Marſeiller Handlungshäuſer lagen im Briefe. Ich überließ den treuloſen Wüſtling, den ich jetzt in ſeiner wahren Geſtalt erkannte, der Strafe ſeines Gewiſſens, verlangte meinen Abſchied von der Geſellſchaft, die mich höchſt ungern verlor, und den Schimmel, welchen ich gewöhnlich ritt, mir zum Geſchenk machte, nahm ein Kammermädchen und einen alten Diener an und reiſte meiner Heimath entgegen. Das Unglück meines Lebens und meiner Liebe ließ eine Wunde in meinem Herzen zurück, die in regem Schmerze Welt und Daſeyn mir zuwider machte. So kam ich nach Straßburg. Ich wollte meinen Kummer erleichtern, und beichtete einem Prieſter, da mich die Sünde, welche ich gegen meine Eltern begangen hatte, nie ruhen ließ. Es war das erſtemal, daß ich nach ſehr langer Zeit wieder

eine Kirche besuchte, ich hatte in Leichtsinn und Frivolität, mit denen der Graf mich noch vertrauter gemacht hatte, nie an Gott gedacht. Der Priester aber kannte mich; es war ein Verwandter meines Hauses, ein bigotter Mensch, der mir meldete, daß meine Eltern gestorben seyen, mich enterbt und mir ihren Fluch zurückgelassen hätten, den ich verdient hatte. Ich solle durch ein schweres Gelübde den Himmel versöhnen, um den Fluch in Segen zu verwandeln. Fortan schloß ich mich von der Welt ab. Ich wollte mich nicht tödten, aber ich wollte mich dem bürgerlichen Leben entreißen und blieb stumm. Kein Wort ging mehr aus meinem Munde, seitdem der Priester jenen Fluch in mein Ohr gedonnert hatte, und ich saß halbtodt die Kirche verließ. Meine Dienstboten unterrichtete ich schriftlich und ließ auf ein Crucifix sie schwören, daß sie Niemanden von meinem Schicksal ein Wort sagen

wollten; sie haben den Schwur redlich gehalten. Auf meiner Reise hatte ich die liebliche Gegend kennen gelernt, in der ich später meinen Aufenthalt nahm, da sie mit derjenigen, in welcher das Schloß meiner Eltern lag und ich aufwuchs, eine auffallende Aehnlichkeit hatte. Hier wollte ich sterben. Der Gedanke an den Tod und an die Rache, die mein Haß noch gerne an meinem Verführer genommen hätte, war nebst den wehmüthigen Erinnerungen an mein früheres Jugendglück, das ich so leichtsinnig verscherzt hatte, das Einzige, was meine Seele erfüllte. Als ich den Grafen wiedersah, war mein Entschluß fest, mit ihm zu sterben, aber wie soll ich ihn ausführen? Doch er darf mir nicht entgehen; ich besitze für ihn einen scharf geschliffnen Dolch und für mich eine Phiole mit Gift. Mag die Welt mich verdammen, ich achte es nicht! — —

11.

Betty an ihre Freundin Henriette.

Wem anders, als dir, meine theuere Henriette, ſollte ich jetzt ſchreiben in der glücklichſten Periode meines Lebens. Dies entſchuldigt mich, wenn du lange nichts von mir hörteſt; ſey froh, daß ich dir von meinem Glück erzähle, daß ich nicht im Unglück mich an dich wende. Uebrigens erhältſt du den Brief aus noch weiterer Ferne, als der Heimath, und ſiehſt, wie friſch du immer noch in meinem Andenken lebſt. Ich finde keine Worte, um dir die Gefühle zu ſchildern, welche meine Bruſt durchziehen. Ich liebe, Henriette! Nie iſt mir das Leben in einem ſchönern Lichte erſchienen, als jetzt; du weißt, wie ſehr meine Verhältniſſe dazu bei-

tragen, mich an alle Freuden der Erde zu knüpfen, welche die Welt als das Höchste kennt, wie Reichthum, Ansehen und Pracht mich überall umgeben; dennoch konnte ich mir nie verhehlen, daß mein Leben noch keinen festen Haltpunkt gewonnen hatte. Erinnerst du dich noch, wie ich dir von dem Grafen schrieb, der mich bald so vor allen Mädchen auszeichnete, daß ich allgemein beneidet wurde? Damals war ich noch zu sehr in äußeren Formen gefangen, daß ich mich von Allem, was blendete, auch wirklich täuschen ließ; aber dieser Mann hätte mich unglücklich gemacht. Die Saat des Bösen ist so reichlich in ihm, daß Jede, die ihr Leben an das seinige kettet, von dem eisigen Hauche seiner dämonischen Natur berührt werden muß; die Liebesintriguen und Abenteuer, welche man von ihm erzählt, nehmen kein Ende, seine Verschwendung ist ebenso abgeschmackt, als grenzenlos. Hen-

riette! wenn ich dem leisen Wunsche meines Vaters einst nachgegeben hätte, was wäre aus mir geworden, jetzt, wo ich erst reif bin, um meinem Glauben, meinen Gefühlen eine klare Anschaulichkeit abzugewinnen und wo ich Viktor kennen gelernt habe. Das Ideal eines Mannes ist mir nie so recht deutlich vorgeschwebt, wir kennen auch das männliche Geschlecht viel zu wenig, wir sind zu sehr durch unsre innere Geschichte von ihm getrennt, deren Einfachheit wiederum die Männer nicht begreifen, daher sie glauben, die Frauen machen gar keine Entwicklung durch. So aber habe ich mit einem Male an Viktor eine edle charakterfeste Männlichkeit kennen gelernt und alle meine bisherigen dunklen Begriffe lösten sich in dem einzigen: Liebe auf, und ich habe da den frohesten Augenblick meines Lebens gehabt, als ich mir gestehen durfte, daß auch er mich liebe. Wenn die Liebe das Centrum unsrer

Empfindungen ist, so gewinnen auch diese alle dadurch an Stärke. Natur, Poesie, Musik, Malerei, Alles erfreut mich jetzt doppelt; Alles erscheint mir jetzt in einem schönen Geheimniß eingehüllt, wie wenn die Poesie nicht blos in dem Wohlklang der Verse und den schönen Gedanken, die Musik nicht blos in dem ausdrucksvollen Aneinanderreihen der Töne bestünde, sondern etwas Tieferes beiden zu Grunde läge, das sich aber nicht Jedem erschließt und auch nicht von Jedem verstanden wird. Ich meine, dies ist die schöne Gleichmäßigkeit und Harmonie des Lebens, daß wir in uns selbst den innigen Glauben an eine Einheit himmlischer und irdischer Elemente tragen, damit das unnennbare Sehnen nach etwas Höherem und Unbegreiflichem sich schon hier auf Erden durch bestimmte Gegenstände befriedigt sieht, wenn es gleich die beglückende Erfüllung der tiefsten Ahnungen nur in dem ein-

ſtigen Schauen der reinen Wahrheit zu finden hofft.

Woher mag es wohl kommen, daß mich die Erinnerung an meine Liebe ſtets melancholiſch ſtimmt. Es iſt nicht etwa die Furcht, meine Eltern könnten dagegen etwas haben, oder Viktor ſelbſt, der das Geſtändniß nur einmal von meinen Lippen genoſſen, nie gehört hat, könnte mein Herz mißverſtehen; es iſt wohl nur die ſchauerliche Wolluſt des Schmerzes, welcher bei einer großen Freude unſre Bruſt durchzuckt, indem wir uns ſagen: du biſt wahrhaft glücklich, aber du wirſt unter dieſem Glücke leiden, es kann vielleicht dein Grab werden. Ich bin körperlich wohl, mein Bruſtleiden hat mich den ganzen Sommer hindurch nicht wieder befallen, und doch, wenn es ſeyn müßte, könnte ich jetzt ſterben; ein andermal kann ich es vielleicht nicht.

Julie läßt dich grüßen, ſie hat mir ge-

schrieben. Ich lese ihre Briefe nicht gerne, denn die winzigen Buchstaben rennen auf dem Seidenpapier so bunt durcheinander und bilden so curiose Sätze, daß man zu keinem Anfang und Ende kommt, und vor lauter Worte keine Empfindung herausliest. Du weißt, wie sehr ich sie liebe, trotz ihrer Zweifelsucht, mit der sie jeden Menschen anders nimmt, als er sich gibt, und besonders im Benehmen gegen Männer einen außerordentlichen Flattersinn zeigt; sie ist liebenswürdig in ihren Launen und Zänkereien, aber die Wolke des Mißmuthes wird sie nie von ihrer Stirne bannen können, so lange sie nicht von dem Jagen und Haschen nach bunten Lebensbildern und Lustflucken zu innerer Ruhe kommt. Die Liebe ist bei ihr nicht das Mittel dazu, vielleicht die Ehe; aber vor dieser hat sie einen ordentlichen Abscheu. Sie sagt immer: wo die Ehe anfängt, hört die Liebe auf. Mit dem Grafen

harmonirt sie in Vielem, er sucht sie jetzt mehr auf und gibt ihr zu Ehren glänzende Feste. Ob sie sich in ihm nicht täuscht? —

Könnte ich dich an mein Herz drücken, du Vielgeliebte! könnte ich an deinem Busen mich ausweinen vor Freude und auslachen vor Schmerz. Aber Eins muß ich dir noch erzählen; ich hatte einen Traum. An einem schönen Nachmittage hatte ich mit meiner Mutter und Viktor in zahlreicher Gesellschaft, worunter sich auch einige Engländer und mehre Personen hohen Ranges aus der Hauptstadt befanden, eine weite Wasserpartie gemacht; spät kam ich nach Hause, entzückt von dem gehabten Naturgenuß, den noch die heiterste, lebhafteste Unterhaltung gewürzt hatte. Bald schlief ich ein. Mir träumte, ich wäre in einem großen schönen Garten, der in unermeßlicher Weite sich ausdehnte. Als ich durch die reinlichen Gänge wandelte und mich an der

Pracht der vielen Blumen und fremdartigen Gewächse weidete, ergoß sich ein zitternder Schimmer über den Garten, wie ein fliegendes Mondlicht schwebte es um alle Bäume und Gesträuche, auf denen der Abendthau wie Diamantperlen funkelte; die Blumen alle wurden von einem sanften Hauche bewegt, daß ein melodischer Zauberton von ihnen ausging und sie nach den wunderbaren Klängen hüpften und wie Smaragde und Rubinen, Saphire und Amethysten in den hellen Lichtstreifen glänzten. Auf einmal neigten sich alle Blumen zu mir und tanzten um mich und alle Bäume und Gesträuche waren belebt von einer buntfarbigen geflügelten Thierwelt. Vögel mit glänzendem Gefieder umflatterten mich und sangen leise, summende Bienchen flogen von einer Blüthe zur andern, Käfer mit feinbemalten Flügeldecken schwirrten dazwischen, flüchtige Libellen wiegten sich auf hohen dunkelgrünen Gräsern, große

Schmetterlinge flatterten heran, sie waren durchsichtig wie Edelsteine und leuchteten im funkelndsten Brillantschimmer. Immer noch stand ich verwundert und lauschte auf das herrliche Schauspiel. Die summenden Stimmen wurden immer lauter, und eine Blume sagte: wenn du mich lieb hast, gebe ich dir mein rothes Kleid, und eine andere: wenn du mich lieb hast, gebe ich dir meine Blüthenkrone, ich flechte den Brautkranz in deine Locken, und so sprachen alle Vogel und Schmetterlinge durcheinader: wenn du mich lieb hast, gebe ich dir meine glänzenden Federn, ich dir meine singende Stimme, ich meine Perlenmutterschuppen, ich meinen Blüthenhonig, ich meine Rubinaugen, und sie alle flogen um mich herum, und unzählige Sonnenstrahlen, wie Fühlfaden zogen im hellsten Lichtglanze durch den Garten. Da mit einem Male kam ein dumpfes Gebrause, wie ferne Wasserwongen und drohend rückte das Meer

heran und von schroffen Gebirgen, die schnell hervortauchten, stürzten schwellende Bäche; es gerieth der ganze Garten mit seinen Bewohnern in eine ängstliche Bewegung. Ich wollte fort; aber alle Blumen und Blüthen, alle Vögel und Insekten wichen nicht von mir und riefen durcheinander: nimm mich mit! nimm mich mit, ich gehöre dir! nimm mich mit! Und als ich forteilte, fühlte ich mich von den Blüthenhecken und allen Blumen gehoben, daß ich, wie auf Rasen liegend, immer weiter in die Höhe schwebte, und die flatternden Vögel pickten in mein Kleid, die leuchtenden Schmetterlinge setzten sich auf meine Brust, die bunten Käfer hingen sich an meine losgeringelten Locken; und leiser und leiser, in einem sanften Schweben flogen wir immer höher, aber ich konnte kaum athmen, der Glanz, der immer stärker wurde, blendete meine Augen, ich seufzte schwer. Da erhob sich wieder der grollende

Donner und wie ein finſteres Gewölke zogen die Waſſerwogen über mich, in brauſendem Sturz drohten ſie mich zu bedecken; immer finſterer wurde es um mich her, auf einmal ſank ich im jäheſten Fall in die Tiefe hinab — und erwachte. Ich machte mich los von der beengenden Decke, und die Strahlen der Morgenſonne blitzten durch die Vorhänge herein.

Nun genug, beſte Henriette! Du haſt in dem langen Briefe ein ganzes Stück meines Lebens. Bald ſchreibe ich dir wieder, aber vom Hauſe aus, denn morgen werden wir abreiſen. Lebe wohl!

Zweites Buch.

1.

Der schwüle Sommer hatte bald einem kühlen Herbste Platz gemacht, der die Ausgeflogenen wieder in die Stadt vereinigte. Nur der Graf schien seinen unstäten Aufenthalt, der ihn bald in der Stadt, bald wieder auf dem Lande sah, noch nicht fixiren zu wollen. Julie sah ihn selten; sie fühlte sich dadurch gekränkt. Daß es ihr, so wenig wie jedem andern Mädchen gelingen würde, diesen Proteus in der Liebe fest zu halten, sah sie wohl ein; aber daß er jetzt wieder Betty sich näherte, die er gänzlich aufgegeben zu haben, ihr versichert hatte, das kränkte sie. Da kam nun noch die Tante mit ihren Ermahnungen und Vorwürfen und ärgerte sich selbst, das Mädchen nicht früher gewarnt

zu haben, da nun alle Freier verscheucht worden waren. Julie aber wollte sich die Vorwürfe der Tante nicht gefallen lassen; sie war entsetzlich eigensinnig und ihre Reizbarkeit stieg, da sie zeither an Nerven litt, und der Arzt jede schädliche Aufregung verbot.

Als sie etwas besser geworden, kam eine Einladung vom Grafen zu einem Balle, mit welchem er ihren Geburtstag feiern wollte. Entzückt eilte sie in das Zimmer ihrer Tante. Diese verbot ihr den Besuch des Balls. Julie setzte sich in einen Winkel und schmollte. Die Tante hatte keinen Grund, als das rauhe Wetter, dem man sich doch nur wenig aussetzte, und sie fühlte sich ohnehin gesund.

Der Graf wiederholte seine Einladung persönlich. Julie fühlte sich geschmeichelt, daß der Ball blos ihr zu Ehren veranstaltet worden, sie sagte unbedingt zu.

„Ich will meinen Geburtstag nicht als

Buß- und Bettag feiern,“ ſagte ſie, „wozu meine Jugend, wenn ich ſie nicht genießen ſoll. Sie haben gut Lehren geben, nachdem Sie Alles durchgemacht haben, was Sie jetzt Andern verbieten wollen.“

Die Tante fühlte ſich tief gekränkt durch dieſe Rede, und ſchwieg; ſie wollte durch Gegenreden Juliens Reizbarkeit und Eigenſinn nicht noch mehr ſteigern.

Der Abend nahte heran. Ein kalter Nordwind ſauſte durch die Straſſen. Die Tante war voll truber Ahnungen, ihr Herz war ihr ſo ſchwer, daß ſie Julien rufen ließ, und ſie noch einmal mit Thränen bat, zu Hauſe zu bleiben. Julie konnte nicht, ſie berief ſich auf ihr feſtes Verſprechen; ſie ging mit ihrem Mädchen, ſich anzukleiden. Wind und Regen tobten immer ſtärker, ein heftiger Zugwind blies das Licht aus. Julie ärgerte ſich. Beim Ankleiden war ſie voll uvler Laune, nichts

konnte das Mädchen recht machen; Julie schickte sie fort. Im glänzendsten Ballstaate saß sie an dem Spiegel, mit dessen Bild sie aber nicht zufrieden war. Die flackernde Flamme des Lichts verzerrte ihr Gesicht; draußen aber schlug der Regen heftig an die Fenster, und das Klirren der Kiesel vermischte sich mit dem Schlagen der Thüren und Fensterläden, und dem ächzenden Knarren der Windfahnen. Julie blickte einige Momente schweigend und nachdenkend in das dunkle Wetter; ihr Blut war in der heftigsten Aufregung, sie ging im Zimmer herum, und setzte sich dann wieder, ihren Putz zu vollenden.

Der Wagen des Grafen stand vor dem Hause. Die Tante erwachte, denn sie war auf dem Sopha etwas eingeschlummert, um die Schläge des Gewitters nicht zu hören. Julie kam nicht; die Zeit mahnte. Die Zofe kam bleich mit der Nachricht, daß die Thüre

zu Juliens Zimmer verſperrt ſey, dieſe ſelbſt aber keine Antwort auf ihr Rufen gegeben habe. Ein kalter Schauer überlief die ängſtliche Tante. Sie klopfte ſelbſt; die Thüre mußte ins Schloß gefallen ſeyn. Julie hörte nicht. Endlich brachte man einen zweiten Schlüſſel; kaum vermochte die Tante aufzuſperren, ſie ſtürzte ins Zimmer, wo Julie im Armſeſſel ſaß, fiel aber gleich ohnmächtig nieder. Das Kammermädchen ſchrie laut auf und rief die übrige Dienerſchaft. Man brachte die Tante wieder zu ſich und betrachtete Julie, die ruhig zu ſchlafen ſchien, mit ſcheuem Entſetzen. Vergebens rief die Tante den Namen ihrer theuren Julie.

Dieſe ſaß da, vor dem Puttiſche, den die Erforderniſſe der feinen Toilette, Büchſen und Töpfchen aller Art, Nadeln und Bänder bedeckten; Ringe und anderer Schmuck lagen vor dem geöffneten Juwelenkäſtchen, zu-

vorderst aber neben dem Spiegel flatterten die herabgebrannten Lichter und warfen einen trüben Schein auf das Mädchen. Ihr Körper, den ein weißes Atlaskleid umgab, war zurückgelehnt; der eine Arm war heruntergesunken und hielt in der herabgten Hand ein Armband fest, die andere Hand lag krampfhaft auf der Brust, der Kopf mit dem Brillant-Diadem neigte sich etwas vorwärts, als suche er sein Bild im Spiegel, die Augen standen offen, halb blickend, der Mund war blaß und verzerrt, auf den geisterbleichen Wangen lag das falsche Carminroth der Schminke. So saß sie da, ruhig und süß, aber entsetzlich anzuschauen — eine zum Balle geschmückte Leiche.

Ein Nervenschlag hatte sie getödtet.

Die Verwirrung der Umstehenden war unbeschreiblich. Man benützte den noch harrenden gräflichen Wagen, Betty zu holen, die eben im Begriff war, mit Viktor zum Balle abzu-

fahren. Man vermochte kaum ihr das Nöthige mit Schonung mitzutheilen. Viktor ſchickte den Wagen des Grafen nach Hauſe und begleitete Betty in ihrem eignen zu Julie.

Betty begriff kaum die entſetzliche Scene, welche ſich ihr darbot. Sie warf ſich von heftigem Schmerze durchzuckt an die Bruſt der theuern Freundin, und das Bewußtſeyn ſchien ihr zu entſchwinden, als ſie die eiſige Kälte des Leichnames fühlte. Viktor ſuchte ſie zu tröſten. Die Tante ſprach kein Wort, ſie war bleich und thränenlos über den Seſſel gebeugt und harrte immer noch der Athemzuge, denn ſie konnte nicht glauben, daß Julie todt ſey. Betty aber lag auf den Knieen vor der Freundin und legte heftig ſchluchzend das Haupt auf ihren Schooß, den Ballſtaat hatte ſie abgeworfen.

Der Arzt, welcher jetzt kam, erklärte jede Rettung für unmöglich. Die Todte wurde

auf das Sopha gelegt, von dem ſich die verzweifelnde Tante kaum trennen laſſen wollte.

Man wurde erſt im Wohnzimmer etwas ruhiger.

Hier ließ Betty ihren Thränen vollen Lauf. Julie war nicht eine Freundin geweſen, mit der ſie ihre Gefühle und Anſichten, ihre Lebensanſchauung und Lebenserfahrung ſo vollkommen theilte, daß die reinſte, von beiden Seiten ohne Mißverſtand und Widerſprüche geführte Freundſchaft daraus entſtanden wäre; eine ſolche Freundin — das mußte ſie ſich geſtehen — hatte ſie noch nie gehabt; aber ihre Freundſchaft hatte doch auch nicht die Innigkeit und Zuneigung entbehrt, war zwar mehr eine Wahlverwandtſchaft, aber durch einzelne ſchroffe Gegenſätze der Mädchen vor leerer Empfindelei und Gleichgültigkeit bewahrt worden. Daß Julie gerade jetzt geſtorben war, wo Betty in ihr die einzige Vertraute

ihrer Liebe verlor, die, indem sie den Grafen immer mehr an sich heranzog, jede Furcht vor dessen Bewerbung entfernte, dies war es besonders, was Betty mit der größten Wehmuth das ihr gegenüberhängende Bild der Freundin betrachten ließ. Ein wohlgetroffenes Portrait, Kniestück, die Züge lebendig und frisch, das Costüme etwas phantastisch, aber Alles bis auf den lebendigen Hintergrund von größtem Ausdruck. Die Tante folgte den Blicken Betty's.

„Um Gotteswillen! — das Bild!“ — ächzte sie — „so mußte auch hier das schreckliche Schicksal in Erfüllung gehen. Schickt es doch dem Künstler zurück!“

Betty beschwichtigte sie. Viktors staunender Blick schien beide über die Ursache ihrer sonderbaren Reden zu fragen.

„Sie kennen die Geschichte von dem Künstler nicht,“ sagte Betty, „ich will sie

Ihnen erzählen. Sie mögen darüber urtheilen.“

Einige Augenblicke hielt sie inne und fuhr mit der Hand über Augen und Stirn. Dann begann sie mit schwacher Stimme.

2.

„Sie sehen hier gegenüber — indem sie auf die Strasse deutete — ein schmales Haus, dessen oberstes Zimmer matt erhellt ist. Dort wohnt ein Maler, der, hier geboren und erzogen, schon frühzeitig große Anlage für die Kunst verrieth. Seine Eltern waren bürgerliche Leute, die den Knaben sehr bald zu ihrem Handwerke anhielten. Dieser aber fand mehr Freude an Holzschnitzen und Bildermalen, zog sich stets von seinen Gespielen zurück und zeigte immer mehr entschiedenen Widerwillen gegen die ihm aufgedrungene Beschäftigung. Die Eltern hielten dies für Trägheit, behandelten den Sohn mit Strenge, nahmen ihm jedes Mittel, seinem Kunsttriebe nachzuhängen und legten so den Grund zu einem stillen melan-

cholischen Charakter des Knabens, der ihn von der Außenwelt mehr und mehr abzog, in phantastische Träumereien versenkte, mit denen er sich eine eigene innere Welt aufbaute."

„Es ist Ihnen vielleicht auf den öffentlichen Promenaden ein junger Mann begegnet, schlank und mager, mit dürrem blaßen Gesichte, schmalen Mund und schüchtern blickenden Augen, langen dunklem Haar und gebückter Haltung; in Barett und altdeutschen Rock, über den er im Winter einen schwarzen Mantel warf von mittelalterlichem Schnitte. Das ist unser Maler. Er hatte sich von den beengenden Fesseln der seinen Geist niederdrückenden Erziehung losgemacht. Die Eltern mußten seinem Talente Raum geben, und mit unersättlichem Eifer arbeitete er jetzt in der Kunstschule, aber ohne festen systematischen Gang, der ihm zu langsam dünkte; er fürchtete sich vor den hemmenden Schranken eines genau

vorgezeichneten Weges und wollte in freiem Fluge die höchste Kunst erreichen. So wurde er fast in Allem sein eigner Lehrer und arbeitete unausgesetzt in der Gallerie. Auf diese Art blieb er aber stets am Aeußern hängen, copiren war seine Sache, die höchsten praktischen Vortheile der Gewinn seines Fleißes. Auf der jährlichen Kunstausstellung fehlten seine Arbeiten nie, aber außer Portraiten waren es nur Copien; der schaffende Geist der Composition ging ihm ab. Doch hatten Alle den bescheidenen Künstler lieb; die Jüngeren benutzten seinen Rath und Umgang, denn er war durch sein Aeußeres schon anziehend und seine Sprache — er redete nie anders als im Volksdialekt — wie seine ganze Junggesellenwirthschaft, die er sich in seiner Wohnung eingerichtet hatte, machten ihn für Alle zu einem Sonderling.“,

„Um diese Zeit, es sind jetzt einige Jahre, lebte hier ein ausgezeichnet schönes Mädchen

Rosalie, die Tochter schlichter Handwerksleute aus dem Mittelstande. Die gesammte junge Männerwelt der Stadt umschwärmte das schöne Kind, wo sie sich nur zeigte. Der Künstler kannte sie nur wenig. Er machte den Eltern den Vorschlag sie zu malen; diese sich dadurch geschmeichelt fühlend, willigten ein. Das Portrait wurde angefangen, und der Künstler kam fleißig ins Haus; die Arbeit schien aber immer nicht fertig werden zu wollen. Während der Meister die Züge der schönen Rosalie auf die Leinwand brachte, entwickelte sich in ihm die glühendste Leidenschaft für sie. Dem Mädchen wurde oft bang bei den melancholischen Blicken des Malers, in dessen Augen eine unheimliche Gluth brannte, die er jedoch nie in Worten aussprach.«

»Da Rosalie immer ernst und schweigsam da saß, und die heitere Laune, die muntere Beweglichkeit, den leichten Spott und den

muthwilligen Witz, den sie besaß, ganz vergessen zu haben schien, so bekam das Bild einen etwas ernsten Ausdruck, der, da er sich selten auf Rosaliens Gesicht lagerte, die Aehnlichkeit nicht recht hervortreten ließ. Rosalie war auch weit entfernt, dem Künstler ihre Neigung zu schenken. Seitdem die Huldigungen galanter und vornehmer Herren ihr so reichlich zu Theil wurden, die das leichtsinnige Kind für baare Münze nahm, strebte sie ein höheres Ziel in der Liebe zu gewinnen. Der am meisten begünstigte Liebhaber war ein junger Adelicher, reich an Geld, aber arm an Geist und Charakter, ein Wüstling. Rosaliens Mutter war dem Baron besonders günstig, und seitdem er sie und ihre Tochter auf sein Landgut eingeladen hatte, schien eine Verbindung Rosaliens mit ihm ihr keine Unmöglichkeit. Rosalie liebte ihn wirklich." —

„Aber es sollte Alles anders kommen.

Das Portrait war fertig geworden, der Baron ſchickte dem Künſtler eine bedeutende Summe und forderte das Bild. Es wurde verweigert unter dem Vorwand, daß noch Einiges zu ändern wäre. Roſalie war um dieſe Zeit auf einmal verſchwunden. Sie war mit mehren Freundinnen aufs Land gegangen; dort hatte ſie einen Seitenweg eingeſchlagen, der auf das Gut des Barons führte. Die Mutter beruhigte ſich, da ſie dieſe Nachricht erhielt, indem ſie ſich erinnerte, wie der Baron öfter das Mädchen eingeladen hatte, ihn zu beſuchen, da er ſie ſeiner Tante, die auf dem Gute wohnen ſollte, vorſtellen wolle. Auf dem Gute wohnte aber Niemand, als er ſelbſt, und ſo war das Mädchen arglos und nichts Schlimmes ahnend, in ihrem reinen Herzen dem Verführer trauend, in die Falle gegangen. Die Aengſtlichkeit der Mutter ſtieg, da Roſalie lange nicht kam und ſie hörte, daß

der Baron sich gar nicht mehr in der Gegend befande, sondern abgereist wäre. Sie ließ Nachsuchungen halten, als Rosalie kam. Blaß und verstört trat sie ein, fiel der Mutter um den Hals und sank ohnmächtig zu ihren Füßen. Man brachte sie wieder zu sich; aber sie blieb stille, ihr Blick war stets trübe, Wehmuth umzog ihren Mund, gedrückt war ihre Haltung, nachlässig ihre Kleidung. Nie lächelte sie mehr. Man konnte nichts aus ihr herausbringen und sie bat nur beständig ihre Mutter um Verzeihung; manchmal betrachtete sie unter Thränen einen kostbaren Ring, der ihren Finger schmückte und ließ ein reiches Perlenhalsband durch ihre Finger gleiten — wahrscheinlich Geschenke des Barons.«

»Ihr Zustand konnte bald nicht länger verborgen bleiben. Die Eltern tobten und jammerten, die Mutter schien jetzt alle vorige Liebe in Haß zu verwandeln und über das

Mädchen auszuschütten, das alles still und geduldig ertrug, ja kaum mehr weinte, aber in einzelnen Momenten eine Abwesenheit des Geistes zeigte, die sie zum Gegenstand des allgemeinen Mitleides machte. Nicht lange, so saß Rosalie im Criminalgefängniß der Stadt; sie wurde beschuldigt, ihr neugebornes Kind getödtet zu haben.«

»Auf den Künstler machte das Schicksal Rosaliens den schrecklichsten Eindruck. Als er gehört hatte, daß sie wieder zurück gekommen wäre, wollte er sie besuchen. Mit einem »Guten Abend, Jungfer!« begrüßte er sie, als er in die Stube trat, lehnte sich aber sprachlos und mit verzerrtem Gesichte und scheu blickenden Augen auf einen Stuhl, und versicherte in kurzen, abgebrochenen Sätzen, er könne ihr Bild nicht hergeben, es seyen Veränderungen damit vorgegangen, die es nothwendig machten, daß er es nie wieder aus

ſeinen Händen ließe. Roſalie nahm das ganz gleichgültig auf. Hätte ſie gewußt, was der Künſtler meinte, ſie würde darin die unmittelbare Warnung der Vorſehung erkannt haben und ihr ſpäteres Schickſal wäre vielleicht weniger unglücklich geworden.“

„Der Künſtler hatte gleich anfangs die Abſicht, das Bild nicht herzugeben; er wollte ſeine Liebe wenigſtens auf der Leinwand beſitzen und hätte er ſich von dem Bilde trennen müſſen, ſeine unglückliche Neigung hätte ihn das nicht ertragen laſſen. Er wurde melancholiſcher als früher, und hing mit abgöttiſcher Liebe an dem Bilde, das er mit dem erſten Morgenſtrahl begrüßte und das ſeinen letzten Blick am Abend empfing. Da beſuchte ihn ein fremder Kunſtgenoſſe, der ihm empfohlen war und einige Zeit ſich in der Stadt aufhalten wollte. Der Künſtler theilte ſeine Wohnung mit ihm. Der Fremdling war aber ein ſchlim-

mer Geſelle, der die Kunſt nur handwerksmäßig trieb, ſie mißbrauchte und mit dem der fromme, ernſte Künſtler nicht übereinſtimmen konnte. Jener betrachtete dagegen mit neidiſchen Augen deſſen zahlreiches Verdienſt, während ſeine Arbeiten gar nicht geſucht waren. Als der Künſtler endlich bei ſeinem Gaſte mehre vortreffliche Handzeichnungen fremder Meiſter erblickte, die derſelbe wohl nicht auf rechtlichem Wege erworben hatte, und die er an Liebhaber um Spottpreiſe verſchleuderte, da bat er ihn, ſeine Wohnung zu verlaſſen, wenn er nicht unangenehmen Erfahrungen ſich ausſetzen wollte. Der Beleidigte belohnte mit dem abſcheulichſten Undanke die freundſchaftliche Gaſtlichkeit des Künſtlers und brütete Rache, die er auf die ſchrecklichſte Weiſe an dem Bilde ausübte, von dem er wußte, daß es dem Meiſter ſo theuer war, als ſein Leben. Er zog aus und verließ auch ſogleich

die Stadt. Der Künſtler war für einige Tage in ein nahgelegenes Städtchen beſchieden worden, um dort ein Portrait zu zeichnen. In dieſer Zeit hatte der Rachſüchtige ſeinen Plan ausgeführt. Als der Abweſende nach Hauſe kam, fiel ſein Blick auf das Bild; wer beſchreibt ſeinen Schrecken, als er ſah, wie Roſalie auf dem Bilde geköpft wurde. Er ſchrie laut auf und rieb ſich die Augen, aber das Bild blieb, wie er es geſehen hatte. Roſalie ſaß noch an dem Tiſch, auf welchem Blumen ſtanden, die eine Hand lag im Schoße und die andere griff nach einer weiblichen Arbeit. Durch den weißen Hals fuhr aber in dieſem Augenblick ein blankes Schwert, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen, was durch die Seitenbewegung des Kopfes noch fürchterlicher erſchien. Ein blutiger Streif bezeichnete die ſchon klaffende Wunde."

Betty ſchwieg hier eine Zeitlang, gleich-

ſam um das Grauſen der Erzählung vorüber gehen zu laſſen. Die Tante war ſchon längſt aus dem Zimmer gegangen. Viktor ſaß ſchweigend da und blickte von Zeit zu Zeit auf Juliens Bildniß.

„Dieſe Verunſtaltung des Bildes — eine wohlgelungene Rache — übte den ſchrecklichſten Eindruck auf den Künſtler aus. Er hing ein Tuch über das Bild und machte bei Roſalien den vorhin erwähnten Beſuch. Von der Zeit an wurde er krank, lag in dem heftigſten Fieberparoriſmus und obwohl bald einige lichte Augenblicke eintraten, zeigte er doch unverkennbare Spuren des Wahnſinnes. Seine Hausbewohner waren ſo klug, das Bild Niemanden ſehen zu laſſen, während ſchon der Criminalproceß Roſaliens allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Dieſe benahm ſich bei den Verhören ſehr unerſchrocken, ſie läugnete nicht das Geringſte, ſprach mit lau-

ter und ſicherer Stimme, erwähnte aber nur ungern ihres Verführers. Bei der erſten Erinnerung an ihre That ſelbſt wurde ſie ohnmächtig, ſpäter zitterte ſie nur wenig. Jede Hinweiſung auf momentanes Irrſeyn lehnte ſie entſchieden ab, ſie wollte nur dem Geſetz anheimfallen und durch die Strafe ihre Sünde büßen und verſicherte, daß ſie mit Freudigkeit ſterbe. In einem Briefe an ihre Eltern nahm ſie von dieſen rührend Abſchied und verbat ſich alle Verſuche um Gnade und Milderung des Urtheils. Der Geiſtliche fand ſie mit Muth und Glauben gewaffnet, wie noch nie einen Verbrecher. Religiöſe Geſpräche führte ſie gerne, ihre Reue war gewiß ernſtlich.“

„Das Urtheil erfolgte auf Todesſtrafe mit dem Schwerte. Es konnte nicht verhindert werden, daß der Künſtler davon erfuhr; bei ſeinem Wahnſinn blieb er aber doch in einer gewiſſen Ruhe, nur nahm er das Tuch

vom Gemälde ab und betrachte es stundenlang, ließ es auch Jeden sehen, der ihn besuchte. Dabei sprach er immer von seiner Liebe, von der er versicherte, daß sie so herrlich gewesen wäre, daß sich die Engel im Himmel darüber gefreut und Rosalie zu sich hinauf gewünscht hätten; da seyen aber zwei Teufel auf die Welt gekommen, der eine habe Rosalie in den Kerker gesteckt, der andere wolle sie köpfen und habe ihm dies vorher angezeigt, das Gemälde sey schon lange so. Viele glaubten wegen dieser Reden, daß der Künstler selbst das Bild so verstümmelt habe. Er äußerte ferner, seine Portraite würden alle sterben müssen, forthin könne er Niemanden mehr malen. Diese Idee schien sich in seinem Kopfe ganz festzusetzen, denn wenn er wirklich Figuren zeichnete, so machte er ein Schaffot, einen Galgen, eine Schlachtscene, ein Todtengerippe und dergleichen hinzu und malte meist Landschaften, zu

denen er jedoch am wenigſten Talent beſaß. Von der Hinrichtung ſelbſt erfuhr er nichts. Die Juſtiz war ſo human, den Zug weder vor dem Hauſe Roſaliens, noch vor der Wohnung des Künſtlers vorbeigehen zu laſſen.«

»Nach und nach wurde der Künſtler etwas freier von dem Dämon des Wahnſinns, er ging wieder an ſeine Beſchäftigung; er ließ es geſchehen, daß man Roſaliens Bild aus ſeinem Zimmer entfernte, und ihm wieder Anträge machte, Perſonen zu malen, obgleich ſich Wenige fanden, welche ſich über das abergläubiſche Vorurtheil, des Künſtlers fixe Idee könne wirklich überall eintreffen, hinwegſetzten. Unter dieſen Wenigen war auch Julie und der junge Verwandte unſers Hauſes, von dem ich Ihnen früher erzählt habe, daß er mein Bräutigam werden ſollte. Er war bei ſeiner letzten Anweſenheit noch Student und glaubte einen genialen Heroismus zu zeigen,

wenn er sich über den Aberglauben hinwegsetzte. Aber gerade er schien zunächst des Künstlers wahnsinnige Einbildung wahr zu machen, denn wir haben seit einiger Zeit nichts mehr von ihm gehört, da er sich in demagogische Verbindungen eingelassen hatte, und gefangen gesetzt wurde.«

»Julie wollte sich gerade von keinem andern unserer so geschickten Künstler malen lassen, um ihre geistige Stärke zu zeigen, in der sie noch durch die Witzreden junger Männer, unter denen der Graf sich besonders bemerkbar machte, bestärkt wurde. Auch er ließ sein Portrait von dem Wahnsinnigen fertigen. Der Künstler weigerte sich bei solchen Fällen, gedrängt von seinen Verwandten, die seine Einnahme nicht geschmälert sehen wollten, nur wenig, ging aber mit Wiederwillen an die Arbeit und versicherte, diese Personen müßten alle bald sterben und würden, wenn sie nicht

recht fromm lebten, vom Teufel geholt. Seitdem man aber erfuhr, daß er die wenigen Portraitſkizzen in dem Saale neben Roſaliens Bild aufhing und mit großen Buchſtaben »Todtenhalle« darüber ſchrieb, fiel es Niemanden wieder ein, ſeine Kunſt in Anſpruch zu nehmen. — «

3.

Hier endigte Betty ihre lange Erzählung. Ein leises Schluchzen der Tante zeigte, daß diese wieder eingetreten sey, und Betty fürchtete, sie könnte vielleicht das Ende ihrer Erzählung gehört haben. Wiederum trat das Bild der todten ballgeschmückten Julie vor ihre Augen; sie besann sich, daß auch sie zu gleichem Zweck gekleidet sey und bemerkte gegen Viktor, daß ein solches Umschlagen der Freude in Traurigkeit das bedeutungsvollste Memento mori im Leben sey.

Ein Bedienter kam und meldete, daß man Betty zu Hause erwarte, der Wagen stehe unten. Auf Befragen, wie es auf dem Ball aussehe, erfuhr man, daß der Todesfall schon bekannt sey, aber nicht die geringste

Störung betrachtet habe; der Graf befinde ſich noch dort. Betty warf einen ſchmerzlichen Blick auf Viktor, als wollte ſie ſagen: Was iſt dieſer Graf für ein Menſch!

Noch einmal eilte ſie in das Zimmer, in welchem Julie lag; einen Kuß noch auf die blaſſen Lippen der Freundin, und heiße Thränen auf die kalten Wangen, dann ſchnell fort.

Betty weinte immer noch. Endlich ſagte ſie: „Das Schrecklichſte der heutigen Ereigniſſe iſt mir, daß Julie in einem Augenblicke ſtarb, wo ſie mit den Banden der Eitelkeit und Putzſucht an die irdiſche Luft gekettet war. So von der Welt zu ſcheiden, das könnte den Zurückbleibenden ein wahres Gottesgericht ſcheinen.“

„Das ſollte es auch denen ſeyn,“ verſetzte Viktor, „die gewohnt ſind, in der Welt Alles dem Zufall beizulegen. Dieſe wird kaum die

ganze Schutz des Lebens zu dem Glauben an eine warnende und strafende Gottheit bringen. Wenn es aber auch nicht rathsam ist, in diesem Glauben Anderer Leben zu betrachten, weil uns da oft das richtige Urtheil verläßt, so ist es die Kunst, an der Hand dieses Glaubens die Geschichte des eigenen Lebens zu studiren. Nie liegt ein fremdes Leben so klar und offen vor uns, wie das eigene."

„Wird aber nicht Mancher auf Erden wandeln, dem das eigene Schicksal nie eine Lehre gegeben hat?"

„Ich glaube kaum. Jeder wird, wenigstens einmal im Leben, sein Gewissen haben sprechen hören, oder vor einem Ereignisse gestanden seyn, das er mit stummen Entsetzen anstaunte, weil er es sich nicht deuten konnte. Die warnende Vorsehung ist nirgends näher, als da, wo man sie am weitesten entfernt glaubt. Solche Ereignisse, wie wir sie heute erlebten,

und wie Sie ſie erzählten, ſcheinen mir für denjenigen am leichteſten erträglich, der ſich nicht vor dem Tode fürchtet. Die Unſicherheit des menſchlichen Lebens gebietet uns, jeden Augenblick auf denſelben gefaßt zu ſeyn. Das ganze Leben iſt ein Holbein'ſcher Todentanz. Trifft er uns mitten in der Freude, reißt er uns den angeſetzten Becher der Luſt von den Lippen weg, ſo wird der nicht erſchrecken, der gewohnt iſt, das Leben aus dem Geſichtspunkte des Todes, und den Tod aus dem Geſichtspunkte des Lebens zu betrachten. Das können aber die Wenigſten; ſie graben ſich ſo in das Leben ein, daß alles Todte ſie nicht mehr erreichen kann, wie jetzt der Graf auf dem Balle in rauſchender Luſt ſich betäubt, um den Gedanken zu entfliehen, die unwillkührlich ſich ihm aufdringen. So wollte ich mich ſelbſt von dem wahnſinnigen Künſtler malen laſſen.«

„Wie, Sie wollten frevelhaft in das Leichenfeld einer Phantasie eingreifen, die noch Jeden mit ihrem Modergeruch ergriffen hat?“

„Der Zufall ist hier der fixen Idee eines Geisteskranken zu Hülfe gekommen.“

„Möglich. Aber liegt nicht in diesem Beginnen etwas Unheimliches, ein tollkühnes Herausfordern des Todes, dessen man da am wenigsten spotten soll, wo er am nächsten seyn kann. Schon dieser Gedanke ist mir zuwider. Man soll den Tod nicht fürchten, ihn aber auch nicht gleichgültig behandeln. Ist er uns ja so eben auf die entsetzlichste Weise entgegengetreten.“

Die Thränen, welche Betty über den so schrecklichen Tod der Freundin vergoß, und die bei ihrem Leichenbegängnisse am stärksten flossen, sollten bei ihr von jetzt an selten aufhören. Bange Ahnungen konnte sie nicht unterdrücken, und durch den Thränenschleier

konnte auch die Zukunft nur trübe erscheinen. Wer jetzt am meisten ihre Trauer zu theilen schien und sie trösten wollte, war der Graf. Ein unheimlicher Gast, wenn er manchmal an ihrer Seite saß, ein widerlicher Tröster, über dessen Lippen nie eine fromme Rede gehen wollte, und der, wenn er von religiösen Dingen sprach, mit dem ironischen Zug um dem Munde und dem blinzelnden Blick eine Mephistopheles-Maske zeigte.

Viktor ließ sich selten sehen; er wußte wohl, woran er war. Der Präsident, der sich seiner bisher in allen wichtigen Geschäften bedient hatte, bemühte sich jetzt, seine Mühe weniger in Anspruch nehmen zu müssen, behandelte ihn kälter, und Viktor erhielt keine Einladung zu Thee mehr. So verstrich eine geraume Zeit, als mit einem Male das drohende Gewitter sich entlud. Der Graf gab Betty deutlich seine Liebe zu erkennen, er ver-

sicherte, daß er jetzt sich nach dem Ehestande sehne, und, weit entfernt, diesen wie bisher gering zu schätzen, in ihm die Ruhe des Gemüths, die er im Weltgewühl nie habe finden können, suchen und das häusliche Glück kennen lernen wolle, von dem er sich eine goldene Zukunft verspreche. Dabei lag aber wieder der unheimliche Zug auf seinem Gesicht. Betty wollte, um dem Grafen gleich alle Hoffnung abzuschneiden, von solchen Bewerbungen nichts hören, und je mehr der Graf ihr die Wahrheit und den Ernst seiner Rede versicherte, desto mehr setzte sie ihn durch ihren Unglauben und die scherzhaften Entgegnungen, welche deutlich zeigten, wie sie auch in allen seinen Aeußerungen ein ironisches Gedankenspiel sah, in Verlegenheit.

»Für was halten Sie die Ehe?« fragte ihn Betty rasch.

„Für einen Theil des allgemeinen contrat social.“

Betty lächelte, denn der Graf machte ein Geſicht, als hätte er etwas recht Geiſtreiches geſagt.

„Woraus beſteht aber die Ehe?“ fragte ſie weiter, als der Graf über dieſe ſonderbare Frage verwundert ſchien. „Ich will es Ihnen ſagen: Aus Freundſchaft und Liebe. Ihrer Anſicht nach würde nur die erſte in der Ehe zu ſuchen ſeyn, oder wenn auch die zweite, doch nur eine phyſiſche.“

„Suchen Sie Sich eine beſſere Meinung von einem Stande zu verſchaffen, in den ſie treten wollen, ohne ihn genau zu kennen,“ ſagte ſie ſchnippiſch und eilte davon.

4.

Eines Mittags kam der Präsident vom Bureau nach Hause, blaß und verstört, er konnte kaum sprechen und würgte unverständliche Reden hervor. „Verloren!“ seufzte er, „verloren! ich bin ein geschlagener Mann und ich habe euch in mein Verderben gezogen.“

Mutter und Tochter bemühten sich unter lauten Klagen den Verwirrten zu deutlicher Erzählung zu bringen. Sie erfuhren bald Alles. Der Präsident hatte, wie sie wußten, einen bedeutenden Theil seines Vermögens in Staatspapiere umgesetzt; diese sanken in Folge politischer Ereignisse mit einem Male bedeutend herab, und zu gleicher Zeit kam die Nachricht, daß ein angesehenes Banquierhaus in Amsterdam, und ein zweites in London fallirt hatten.

Die Summen, welche der Präſident dieſen Häuſern anvertraut hatte, waren unrettbar verloren. Dieſe Nachrichten folgten Schlag auf Schlag. Bald kam aber ein Reſcript des Miniſteriums, in welchem eine baldige Rechnungsablage der Präſidial-Verwaltung gefordert wurde; der Schrecken darüber hätte den Präſidenten faſt des Verſtandes beraubt, er wußte ſich nicht zu faſſen, und ſah ſeinen Untergang voraus. In der Caſſe, die unter ſeiner Aufſicht ſtand, war durch ihn im Einverſtändniß mit dem Caſſier ein bedeutendes Deficit entſtanden. Er hatte unüberlegter Weiſe, um ſeinen Aufwand zu beſtreiten, mehre Summen daraus entnommen, deren Rückzahlung er, wenn ſeine Papierſpeculationen gelungen wären, mit leichter Mühe geleiſtet hätte. Nun war an Erſatz nicht zu denken; der Betrug mußte bald entdeckt werden und eine ſchimpfliche Strafe war gewiß.

Die Präsidentin schrie laut über diese Unvorsichtigkeit ihres Mannes, Betty warf sich an des Vaters Brust und bat ihn dringend, sich zu fassen; noch sey nicht Alles verloren, mit dem noch vorhandenen Vermögen könne man vielleicht den Kassadefect decken, sie wolle sich willig alle Entbehrungen gefallen lassen, mit ihrer Hände Arbeit würde sie die Eltern ernähren können. Da blitzte in frohem Erstaunen ein Blick des Vaters auf sie: „Ja du kannst mich retten, kannst dich selbst und deine Eltern aller Noth entreißen. Hier, lies. Dieser Brief ist mir, als ich alle Schreckensnachrichten schon empfangen hatte, übergeben worden."

Betty las und sank bleich auf einen Stuhl. Der Brief war vom Grafen an den Präsidenten, er bat diesen um die Hand seiner Tochter.

Sie durchschaute nun deutlich die Absicht des Grafen. Der abgelebte Wüstling wollte die drohende Gefahr des Präsidenten, von der

er gewiß Nachricht hatte, benützen, um ihre Hand zu erhalten, er, der einer wahren Liebe gar nicht fähig war. Nimmermehr, um diesen Preis konnte sie ihren Vater nicht retten.

Von dem Schicksale des Präsidenten hatte aber der Graf noch nichts erfahren; doch kam er bald, um die Antwort zu holen, Betty's Einwilligung glaubte er eher zu erlangen. Der Präsident konnte ihm die Vorfälle des vorigen Tages nicht verhehlen, ihm selbst war nur bange, der Graf würde, da er jetzt die Aussicht verlor, auch Betty's Vermögen zu besitzen, von seinen Bewerbungen abstehen. Dieser that es jedoch nicht, erbot sich im Gegentheil unter der einzigen Bedingung, daß Viktor für immer aus Betty's Nähe entfernt wurde, daß sie selbst in die Verbindung mit ihm willige, und diese bald vollzogen würde, die Schuldenlast des Präsidenten an die Casse zu übernehmen und zu decken, den Cassier zu-

frieden zu stellen, und auch zu versuchen, ob nicht von den Verlusten in Amsterdam und London noch etwas zu retten sey. Der Reichthum und das Ansehen des Grafen ließen eine sichere Erfüllung dieser Versprechungen erwarten. Der Präsident lebte wieder auf, er sagte dem Grafen die Bedingungen zu und erfüllte die erste um so leichter, als ihn selbst daran gelegen war, Viktor aus dem Bureau zu entfernen, ehe dieser vielleicht von der Handlungsweise des Präsidenten Notiz nehmen konnte. Er wurde mit Anerkennung seiner bisherigen Dienste und der Aussicht auf baldige Beförderung entlassen.

Betty vernahm bald des Vaters Entschluß, dem Grafen zu willfahren, und wurde nun ermahnt durch ihre Einwilligung das drohende Unglück vom Hause abzuwenden, indem sie als gehorsame Tochter dem Grafen die Hand reiche. Sie mochte weder geradezu bejahen,

noch verneinen und bat, ihr nur etwas Ruhe zu gönnen, um einen Entſchluß zu faſſen.

Eine drückende Schwüle lag über der Familie. Der Präſident war voll Unruhe, betrachtete bald mit einem Blicke des bittenden Unglücks ſeine Tochter, bald ergoß ſich ſeine innere Verzweiflung mit harten Worten über Betty, die ihren Entſchluß noch nicht gefaßt zu haben ſchien. Am meiſten aber rührten Betty die Thränen ihrer Mutter, die die einzige Tochter ſelbſt tröſtete und ſie bat, ihre Mühen und Sorgen durch Einwilligung in den Plan des Vaters zu lohnen; ſie verſtand Betty's Zaudern wohl und konnte ſich ſelbſt nicht verhehlen, daß ihre Tochter nicht die glücklichſte Ehe haben werde.

Dieſe aber war ſtets ruhig und beſonnen. Mit einem klaren Blicke hatte ſie gleich anfangs ihre Lage überſchaut und ſich überzeugt, daß die Pflicht des Gehorſams die Rettung der

Eltern verlange. Hätte sie Viktor nicht geliebt, es wäre ihr leichter geworden, dem Grafen die Hand zu reichen. Aber jetzt sollte sie den aufgeben, an dessen Daseyn ihr eigenes geknüpft war; denn was galt ihr das Leben ohne Liebe, ohne ihn? Sie wäre lieber für ihre Eltern gestorben, sie scheute den Tod nicht, aber sie scheute ein Leben an des Grafen Seite. Und doch! — sie saß am Schreibtische, um dem Willen des Vaters gemäß, dem Grafen ihre Hand zuzusagen. Das erste Blatt wurde von Thränen durchnäßt. Sie konnte nicht schreiben. Aber bald ergriff sie die Feder, und schrieb unter das thränenfeuchte Blatt einige Worte an Viktor, der die Stadt noch nicht verlassen hatte. Sie nahm Abschied von ihm, dankte ihm für das Glück ihres Lebens, ein Glück, das, wie es ihr die Gegenwart zur schönsten Vergangenheit gemacht hatte, allein ihr die Zukunft erträglich machen konnte.

Nun war sie beruhigt.

Mit festem Muthe schrieb sie dem Grafen, daß sie entschlossen sey, die Rettung ihres Vaters mit ihrer Hand von ihm zu erkaufen.

5.

Der Graf benahm sich edler, als Betty es gedacht hatte; sey es, daß er wirklich das Erhabene ihrer kindlichen Liebe fühlte, oder daß er durch ein gewisses Zartgefühl ihre Zuneigung sich zu erwerben glaubte. Seine Braut war aber immer ernst und stille. Daß ihre Eltern durch sie wieder glücklich und lebensfroh wurden, und der Vater sie öfters seine liebe, gehorsame Tochter nannte, die der Himmel noch segnen werde, wie sie es verdiene, war das Einzige was Betty stärkte und aufrichtete, wenn der Gram um die entblätterte Blüthe ihrer Liebe sie niederbeugen wollte.

Sie hatte die Pflicht der kindlichen Liebe erfüllt, mit einer Selbstüberwindung, die ihre

Tugend im schönsten Lichte strahlen ließ, da sie es vermochte, das Härteste und Schwerste sich abzuringen. Es war ein großes Opfer, das sie brachte, aber ihr Gemüth, das Gott aufrichtig ergeben war, konnte sich über ihre Pflichten nicht täuschen und aus reinem innern Antriebe für das Glück der Eltern den eignen Willen opfern. Ihn nicht mehr zu sehen, den sie so sehr liebte, die zarten Ahnungen eines süßen Lebensglückes, die mit ihrer Liebe zu den schönsten Hoffnungen aufgewachsen waren, gewaltsam aus ihrem Innern zu reißen — das ergriff sie oft mit einem Schmerze, als wollte ihr das Herz aus der Brust springen. Niemanden theilte sie ihr Leiden mit. Die Natur, welche sich dem Winterschlaf zuneigte, vernahm ihre Seufzer; fortwährend aber tönte die Stimme des Geliebten in der Tiefe ihrer Seele, sie rief sich jedes seiner Worte zurück, und in die wärmende Gluth

der Phantaſie flüchtete ſich der Geiſt, wenn das kalte, liebesarme Leben ſie bis in die Einſamkeit verfolgte.

Betty ließ es ſich auch gefallen, daß ihre Vermählung bald feſtgeſetzt wurde. Bisher hatte ſie dieſe ſo weit, als möglich hinauszuſchieben geſucht, und ungern hatte der Graf dies zugegeben, da er Viktors Einfluß auf Betty fürchtete und glaubte, ein geheimes Einverſtändniß beider könne noch fortdauern. Seine Freunde neckten ihn, den Eiferſüchtigen, ſehr, und an einem Abend, wo der Graf mit ihnen eines ſeiner gewöhnlichen orgienartigen Feſte feierte, äußerte ſich ihr Spott darüber, daß er ſchon vor der Hochzeit ſich in die Laune ſeiner Braut aus übelverſtandener Galanterie füge. Er ſolle ihren Eigenſinn brechen, und ſelbſt den Zeitpunkt der Vermählung feſtſetzen.

„Dieſe Liebe iſt ohnehin entſetzlich proſaiſch,“ bemerkte ein Anderer. „Ganz gegen

deine Art knüpfest du eine alte Liebschaft wieder an und verlangst ein Mädchen, in das du nie recht eigentlich verliebt warst, fein bürgerlich zur Frau.«

»Ja,« rief ein Dritter, in dessen Kopf der Wein am stärksten spuckte, »es ist da keine Intrigue, keine Romantik; ich würde das Mädchen entführen.«

»Herrlicher Gedanke!« schrie man im Chor. »Du lässest dich heimlich trauen und überraschest so aufs Angenehmste die Eltern. Zeige deine alte Geschicklichkeit in romantischen Streichen!«

Der Graf im rasenden Freudentaumel, stimmte in Alles ein. Der Vorschlag gefiel ihm. Es sollte die Ausführung gelten, man besprach sich, Alle schrieen wild durcheinander. Endlich kam man überein, durch ein geheim abzugebendes Billet, das von fremder Hand geschrieben werden sollte, Betty zu einem

Rendez-vous in dem Salon des Pavillons zu bestellen, der am Ende des Gartens, welcher an des Präsidenten Haus stieß, sich befand. Hier war auch von freier Straße aus ein Eingang in den Garten.

In tiefe Gedanken versunken saß Betty auf ihrem Zimmer, ein sonderbares Ereigniß nahm alle ihre Aufmerksamkeit in Anspruch.

Sie war im Theater gewesen. Als sie den Zettel, der gewöhnlich auf der Logenbrüstung lag, in die Hand nahm, fühlte sie ein Papier unter oder zwischen demselben, und auf näheres Besehen fand sich zwischen zwei zusammengeklebten Zetteln ein Briefchen. Ihr Herz klopfte bei dieser Entdeckung, es konnte nur von Viktor kommen. Mit schlauer Vorsicht, daß Niemand es bemerkte, wußte sie das Papier aufzureisen. Das Billet war an sie, aber von einer Hand, die ihr bekannt und unbekannt zugleich schien. Ungeduldig erwar-

tete sie den Zwischenakt, um unbemerkt das Briefchen öffnen zu können. Sie wird von einem ihr wohl bekannten, alten Freunde, der aber seinen Namen nicht nannte, dringend gebeten, nach dem Theater in dem Gartensaale ihm eine geheime Zusammenkunft zu gewähren, von der die Rettung seines unglücklichen Lebens abhänge. Viktors Schrift war es nicht; ein Brief von ihm hätte auch anders gelautet.

Als das Theater zu Ende war, und sie die schmale Treppe der Corridors hinabstieg, fühlte sie sich gedrängt von der wogenden Menge, sie blickte um sich und gewahrte Viktor, der bleich aussah. Sie erschrack heftig, denn sie hatte ihn lange nicht gesehen, und auf ihren Brief, den sie unter Thränen ihm geschrieben, hatte sie keine Antwort erhalten.

»Welche schreckliche Veränderungen sind vorgegangen!« flüsterte er, »gestatten Sie mir binnen einer Stunde in dem Ihnen wohlbe-

kannten Gartensalon Sie zu treffen; ich hoffe Sie werden mich nicht verkennen und mir erlauben, mich zu rechtfertigen.«

»Es sey, ich erwarte sie,« entgegnete Betty leise, als sie sich schon an der äußeren Thüre trennten.

Sie wußte nicht woran sie war, denn Viktors Worte und jenen Brief konnte sie nicht zusammenreimen. Ihre Verwunderung stieg aber aufs höchste, als in dem Augenblicke, da sie ihr Zimmer verließ, um in den Garten zu gehen, das Kammermädchen ihr ein, durch einen fremden Menschen überbrachtes Billet gab, worin Betty um eine geheime Unterredung mit einem Unbekannten, der ihr sehr wichtige Nachrichten über eine ihr ganz nahe stehende Person zu geben versprach, ersucht, und sie zum drittenmale für diesen Abend auf um dieselbe Stunde in den Gartensaal beschieden wurde.

Es war ihr unheimlich zu Muthe. Hätte sie Viktor nicht selbst gesehen, sie hätte glauben mussen, ein neckischer Damon wolle in den Ernst ihres bisherigen Lebens Heiterkeit und Scherz mischen. Die Bitte des ersten wie des letzten Unbekannten zu erfullen, fand sie unschicklich und war entschlossen, sie nicht zu erwarten.

6.

Der Mond ſchien hell durch die faſt entlaubten Bäume des Gartens, ein leiſer aber kalter Wind ſauſelte durch die Gebüſche, als ein junger, ſchlanker Mann in einen Mantel gehüllt durch das enge Gitterthor eintrat, ſich raſch nach allen Seiten umſchaute und auf den Pavillon zu eilte, in deſſen unterem Zimmer er Licht gewahrte. Vorſichtig öffnete er die äußere Thüre und blickte durch die Glasfenſter der inneren, er ſah an einem Tiſche in der Mitte des Zimmers eine Dame ſitzen, die eifrig in einem Buche las. Eine Lampe warf ihr Licht auf ihre Züge, die der Lauſchende begierig auffaßte; ihre blonden Locken beſchatteten das Geſicht zur Hälfte und ſtachen von dem dunkeln Schleier, der zurückgeſchlagen war und auf

ein weites ſeidnes Gewand herabfiel, glänzend ab. Das Zimmer war übrigens dunkel und oed, nur durch ein freies Fenſter warf der Mond matte Streiflichter auf den Boden. Ein Geräuſch ſchien die Leſerin von dem Buche abzulenken, ſie horchte, und der junge Mann oeffnete die Thür. Mit dem lauten Ausruf: »Betty!« flog er an die Bruſt des Mädchens und umarmte die über den Fremden Erſchrockene, die ſich im Schamrothe glühend ſeinen Armen entwand.

»Emil!« rief ſie plötzlich, als ſie ihn erkannte, und die größte Verwunderung malte ſich auf ihrem Geſichte.

»Ja ich bin es; flüchtig und verbannt irre ich umher, keine Freiſtätte habe ich mehr. Du mußt mich retten und für einige Zeit verbergen. Niemand bewohnt dieſes Gartenhaus, laß mich einige Tage hier, ohne daß Jemand es erfährt, verſieh mich mit Nahrungsmitteln

und Büchern, und ich danke dir die Rettung meines Lebens.“

Betty vernahm mit Erstaunen diese Reden und bat ihn, zu erzählen.

Emil war Geschwisterkind zu Betty, sie waren miteinander aufgewachsen. Als Emil die Universität bezog, trennten sie sich, ehe noch eine Jugendneigung, die in beiden keimte, zur vollen Liebe sich gestalten konnte. Dennoch hatten die Eltern der beiden Kinder diese für einander bestimmt. Aber Emil verlor seine Eltern bald, und Betty's Vater wurde sein Vormund. Als Emil studirte, war die Burschenschaft in ihrer letzten Blüthe; er war einer ihrer eifrigsten Anhänger und gehörte unter die, welche Schiller und Zschocke enthusiastisch verehrten und an den Idealen derselben die Schwärmereien ihrer Freiheitssehnsucht nährten. Er ließ sich in gefährliche Verbindungen ein, correspondirte mit den bedeutendsten De-

magogen, wurde Vorstand eines Vereins für die freie Presse, feierte das Hambacher Fest mit und war endlich kurz vor dem Ausbruch der Aprilunruhen in Frankfurt in der Nähe dieser Stadt. Schon längst hatte der Vormund, als er von dem Leben des Studenten erfuhr, ihm die bittersten Vorwürfe gemacht; aber Emil, obgleich Aristokrat von Geburt, hing zu fest an dem Glauben einer durch Deutschlands Wiedergeburt und Vereinigung herbeizuführenden schönen Zeit. Er war zu weit gegangen, und seine Ehre ließ ihn nicht mehr zurückgehen, die geheimen Versammlungen und die Correspondenzen mit dem Ausland ließen ihm keine Zeit mehr zur Ueberlegung, die polnischen und französischen Freunde waren zum Theil angekommen, hatten ihre Hülfe angeboten und die Zusage gleicher Unternehmungen im eignen Lande mitgebracht. Der Schlag erfolgte; unüberlegt und unbesonnen zum Glück für Deutsch-

land. Emil wurde in Frankfurt gefangen genommen.

Der Präsident wurde wüthend, als er dies erfuhr. Er wollte seinen Einfluß aufbieten, um die strengste Bestrafung des Schuldigen zu erlangen, aber Emil war einer der Glücklichen, denen es gelang, bald aus dem Verhafte zu entfliehen. Glücklich kam er in die Schweiz. Auch hier konnte er nicht lange bleiben. Er näherte sich unter einem fremden Namen wieder Deutschland, aber Steckbriefe verfolgten ihn überall, nirgends war er sicher.

„Nur die Noth zwang mich hieher zu kommen; ich wohne im unbedeutendsten Gasthofe, aber die Polizei scheint mir nicht zu trauen. Ich sah dich nur im Theater und konnte mich dir nicht anders nähern, als durch das Billet. Der Zettel mit demselben war von mir dem Logenschließer übergeben worden, um ihn auf deinen Platz zu legen. Dein Vater darf mich

nicht ſehen, denn ich fürchte Alles von ihm, da ich ihm nie folgte, ſeinen Vorwürfen eiſerne Beharrlichkeit entgegenſetzte und auch ſeine Hoffnung, mich mit dir einſt vermählt zu ſehen, täuſchte.“

„Dieſen Plan,“ verſetzte Betty, „hat er beſtimmt aufgegeben!“

„Aber ich liebe dich noch,“ rief Emil, „entzieh mir deinen Anblick nicht! Glaubſt du, ich hätte dich vergeſſen? Als ich dich neulich zum erſtenmal wieder ſah und erkannte, da erwachte in mir die alte Liebe. Ich fluchte der Verführung und Schwärmerei, die mich in's Verderben zog und an Menſchen kettete, denen ich jetzt noch angehöre, jetzt, wo der alte Zug des Herzens mich unwiderſtehlich zu dir zieht; du hätteſt allein meinem Leben eine beſſere Richtung geben können, wenn ich dich früher wiedergeſehen hätte. O ſprich, liebſt du mich noch?“

Betty zitterte bei diesen heftigen Worten eines raschen Liebesfeuers.

„Betty!“ rief Emil, als diese noch immer schwieg, „das Glück meines Lebens hängt an deiner Antwort. Hat die harmlose Kinderzeit nicht Eine Blüthe unsrer keimenden Liebe in deiner Brust zurückgelassen?

„Und wenn auch,“ sprach Betty, „so ist sie nie in dem wachsenden und erwärmenden Sonnenlichte der Neigung groß geworden. Der Wille unsrer Eltern und Verwandten —“

„Nichts davon! Ich gehöre dir durch den Willen des Schicksals; denn meine Erinnerungen an die Heimath waren stets der Hintergrund, auf dem sich dein Bild malte und immer lebhafter mir vorschwebte, je unglücklicher das Verhängniß war, welches mich davon verdrängte. Ich war gleichgültig, als ich vor mehren Jahren Abschied von dir nahm. Aber als dein Vater mir den letzten Brief schrieb

und ſagte, daß ich nie deine Hand erhalten würde, daß er ſein Wort zurücknehme, das er meiner verſtorbenen Mutter gegeben; als ich vermuthen konnte, daß meine wenigen Briefe an dich unterſchlagen wurden, gerade da wollte ich dich beſitzen, jetzt erſt liebte ich dich — bei Gott! ich kämpfe dich dem Himmel ab, wenn er dich mir entreißen will.«

»Sprich nicht ſo frevelhaft!« zürnte Bettry, du wirſt mich nie beſitzen. Mein Herz iſt ſchon vergeben, meine Hand ſchon angelobt. Zwei ſtreiten ſich um mich, und du biſt der dritte, der mit roher Hand ſich an dem Eigenthum eines Andern vergreifen will.«

»Was ſagſt du? ha! ich merke; dieſer Graf, der ja auch einſt mein Freund war, der im Theater ſtets hinter dir ſtand, wer iſt er?«

»Mein Verlobter.«

»Und der junge Mann, der vom Parket

aus dich stets fixirte, und den du nur einmal erbleichend anschauteſt, wer iſt er?"

„Mein Geliebter."

Emils staunender Blick ruhte auf dem dunkel erglühten Geſichte Betty's. „Verkenne mich nicht!" liſpelte ſie, „das Schickſal unſers Hauſes iſt dir noch unbekannt. Ich liebe unglücklich."

Die Uhr, welche Betty auf den Tiſch gelegt hatte, repetirte.

„Sprich nichts weiter, du wirſt Alles erfahren," ſagte ſie. „Thue mir den einzigen Gefallen und entferne dich jetzt, oder willſt du nicht, ſo gehe hinaus bis an die äußere Thüre. Wer kommt, den laß ein. Du ſollſt Zeuge ſeyn meiner Liebe, nur ſey verſchwiegen."

Sie drängte Emil zur Thüre, mechaniſch ging er, dann ſank ſie weinend auf einen Stuhl. Viktor kam, er eilte an Emil vorüber, ohne ihn zu beachten.

„Betty, Betty!“ rief Viktor vor ihr hinstürzend und ihre beiden Hände ergreifend. „Betty! wo iſt deine Liebe? Wird mit grauſamer Hand mir das genommen, was ich mit meinem eignen Selbſt mir errungen habe?“ Bei dieſen Worten zog er ihren Brief hervor.

Sie blickte ihn mit den ſanften Augen an, die zu bitten ſchienen, ihr keinen Vorwurf zu machen.

„O warum bin ich nicht eher gekommen, warum mußte eine ſchnelle Reiſe mich verhindern, mein Unglück früher zu erfahren. Sprich Geliebte, iſt das wirklich das Ende unſerer Liebe. So war es nur ein ſchöner Traum?“

Er hatte ſich erhoben, und der ernſte Blick ſeines Auges fiel auf das weinende Mädchen, die ihre Hand nach ihm ausſtreckte und vor Schluchzen nicht ſprechen konnte. Da blickte ſie erſchreckt auf, man hörte einen Wagen rollen und Menſchenſtimmen herannahen.

Emil, der unterdessen an der Thüre des Zimmers nachdenkend verweilt hatte, sprang herbei.

„Wir sind verrathen!“ rief er. „Es gilt mir.“ — Er griff nach einem Stilet, das er stets bei sich trug.

Betty fuhr erschrocken vom Stuhle auf, und zu gleicher Zeit standen mehre dunkle Gestalten, vermummt und unkenntbar, deren lebhafte Bewegung nichts Gutes ahnen ließ, im Salon und schauten mit Verwunderung die sich ihnen darbietende Scene an: Viktor hatte seinen Arm um Betty geschlungen, die sich, noch immer sehr erschrocken an ihn schmiegte, Emil stand mit gezücktem Dolche hinter ihnen. Die Vermummten schienen sich nicht lange zu besinnen; der Vorderste drang auf Viktor ein.

„Elender!“ schrie er laut, „laß meine Braut los!“

Die Stimme verrieth den Grafen. Viktor riß ihm die dunkle Hülle vom Kopfe; aus

den matten Augen ſchoß der Entlarvte einen wüthenden Blick auf den Nebenbuhler, und erkannte zugleich den jetzt vortretenden Emil.

„Was ſeh' ich — auch dieſer da! Guſtav, das iſt deine Beute!“ rief er einem jungen Manne zu, unter deſſen Mantel eine Uniform blitzte, der aber die paar Schritte, die ihn von der Beute trennten, nicht vorwärts kommen konnte.

„Was ſoll die Mummerei,“ rief Viktor ernſt, „was dieſer Ueberfall, treiben Sie Faſtnachtsſpiel?“

„Geht Sie nichts an,“ fuhr der Graf heftig auf, „meine Braut will ich holen, beſondere Umſtände — ich will meine Vermählung raſch und in der Stille —“

„Ich werde Ihnen nicht folgen!“ rief Betty dazwiſchen.

„Sie ſehen Fräulein,“ fuhr der Graf ironiſch fort,“ wie ich zu einer Zeit gekommen

bin, die mich bewegen muß, die Ausführung meines Entschlusses um so mehr zu beschleunigen.“ Er hielt sich immer an den Tisch und fuhr mit der Hand über den Kopf, als ob ihn etwas nicht recht zu sich kommen ließ. Auch seine Begleiter waren unentschlüßig im wahren Sinne des Worts hin und her gewankt, der Geist des Bacchus schien durch die unerwarteten Begegnisse bei den einen zurückgedrängt zu werden, bei den andern erst recht hervorzukommen. Alle drängten sich um den Tisch, vor dem Viktor, Betty und Emil standen. Der Graf ergriff Betty beim Arme, sie wich zurück, die andern stürmten heran, die rasche, unruhige Bewegung brachte den Tisch zum Wanken, die einzige Leuchte stürzte um, das Licht verlöschte, man stand im Dunkeln, denn auch der Mond war hinter Wolken verborgen und alle Fensterläden, bis auf einen, geschlossen. Schnell erkannte Emil, was zu

thun ſey. Er flüſterte Viktor zu: »Sie ſind mein Todfeind, denn Sie haben die mir beſtimmte Braut mir geraubt, aber ich will Sie mit ihr aus der erbärmlichen Geſellſchaft befreien; eilen Sie zur Thüre hinaus!«

Augenblicklich ſtieß er Tiſch und Stuhle um, warf ſich mit der ganzen Kraft ſeines Körpers auf die wankende Schaar, deren Zuſtand er wohl erkannt hatte, drängte die Tobenden zurück, und als Viktor mit Betty draußen war, wo ſie ſogleich auf das Wohnhaus zueilten, warf er ein paar der Gegner, die ihm am meiſten zu ſchaffen machten, zu Boden, die wieder die andern in ihren Fall zogen, hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel und eilte zum Saale hinaus an die Gartenthüre. Dort hielt der Kutſcher des Grafen.

»Wohin?« fragte dieſer, der den Kommenden für einen der Begleiter hielt.

»Raſch fort! ich muß Jemanden holen;

links gewendet, zum Steinthore hinaus!“ rief Emil und fuhr im raſchen Trabe von dannen.

Die im Salon Zurückgebliebenen ſchrieen wild durch einander: Laßt keinen los! haltet ihn feſt! Die Braut müſſen wir haben!“ fielen aber immer wieder im Dunkeln über Tiſch und Stühle, und erkannten erſt nach und nach, als ſie in der kalten Nachtluft im Freien ſtanden, wie ſie betrogen worden waren.

7.

Es war ein frischer, heller Morgen, als das Dampfschiff der General-Steam-Navigation-Company aus dem Hafen von Amsterdam fuhr, um die Fahrt nach London zu beginnen. Die Passagiere, Lords und Ladys, welche von der großen Reise zurückkehrten, dicke phlegmatische Holländer, französische commis voyageur, ein paar preußische Militairs von hohem Range, schweizerische Kaufleute, deutsche Künstler und viele Andere nahmen den Raum des Verdeckes ein und genossen das Schauspiel der allmählich verschwindenden Stadt.

Düster schaute der Graf über die weite Wasserfläche hin. Er kehrte den Rücken gegen die Landseite, Betty, seine Gemahlin, saß neben ihm, sie wickelte den ostindischen Shawl dichter

um sich, denn es war kalt; wehmüthig blickte sie in das Wasser, hätte sie doch in dieses all' ihren Kummer versenken können.

„Warum so traurig, meine Beste?"

„Sie scheinen auch nicht heiter, kann ich es seyn?"

Der Graf biß sich in die Lippen. „Es ist wahr, nicht das Geringste konnte ich von dem Vermögen deines Vaters bei dem Amsterdamer Hause retten, der Banqueroutier ist nach Amerika gegangen, vielleicht im Einverständniß mit seinem Londner Freunde. Doch wollen wir sehen, was dort zu machen ist."

„Uebrigens," setzte er nach einer Pause hinzu, „werde ich in London mit allen Glanze auftreten, der meinem Stande gebührt. Sie, Madame, werden diesen Wunsch mit mir theilen."

In dem feuchten Nebellande fühlte sich Betty nicht gleich einheimisch. Sie ahnete

wichtige Ereigniſſe, blos deswegen, weil ſie ſich, von Eltern und Heimath losgeriſſen, nicht zurecht finden konnte und vorausſah, daß ihr Gemahl bei ſeiner Sucht zu glänzen, neben ſeinen prachtvollen Equipagen und Pferden auch ſie in den Vordergrund ſtellen würde, wie im Marionettenſpiel die ſchönſten Figuren ſtets vorgeſchoben werden, damit ein Theil des Glanzes auf die Rückſtehenden fällt. Er betrachtete Alles in der Welt als nur für ihn vorhanden, als ein Spielzeug ſeiner Laune. Betty hätte einen Aufenthalt in Paris vorgezogen; für Kunſt und Muſik wird dort unendlich mehr gethan. Die Lebhaftigkeit des franzöſiſchen Charakters bringt in alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe einen vertrauten Ton, der den Fremden beſonders mit einer wohlthuenden Behaglichkeit umfängt und ſtreng von der ſteifen Langweiligkeit der Engländer abſticht. Aber ihres Gatten kalter Egoismus fand ſich mehr

zum Lande der Geldariſtokratie, des Erbadels, der Banknoten und Jagdhunde hingezogen. In Paris kann ein Mann von Rang eine gewiſſe literariſch-belletriſtiſche Bildung nicht abwehren, man betrachtet Alles von dem Standpunkte eines äſthetiſchen Enthuſiasmus aus, der lebloſe wie lebende Erſcheinungen gleicherweiſe abſorbirt, man will von Allem ſprechen, auch wenn man nichts weiß; in London muß Alles ſeine praktiſchen Tendenzen haben, und was theuer iſt, gilt; von geringfügigen Dingen ſcheut man ſich zu ſprechen, auch wenn man ſie weiß. Man affektirt in den Pariſer Cirkeln gern eine umfaſſende Vielwiſſenheit, in den Londonern eine geringſchätzende Unwiſſenheit.

In der Geſellſchaft der jungen, faſhionablen Welt war der Graf in ſeinem Element, wie der Fiſch in ſeinem Waſſer.

Die Gräfin wurde immer würdevoll und zuvorkommend empfangen. Sie wunderte ſich

über die Schönheit der Engländerinnen, die oft bei den reichſten durch einfachen Schmuck und Putz noch mehr gehoben wurde und ſelbſt da ſich noch zeigte, wo das Aeußere die Mode eines bizarren Geſchmackes kund gab. Man fand, daß Betty's Schönheit einen engliſchen Typus habe; einen beneidenswerthen Vorzug aber gab es ihr in Aller Augen, daß ſie die netteſten, kleinſten Füſſe und den ſchwebendſten Tanzſchritt hatte.

Mit Schmerz bemerkte ſie, daß der Strudel der Vergnügungen ihren Gemahl mit fortriß; ſie ſelbſt mußte geſchickt dem auszuweichen, was ihr nicht behagen konnte, und aus der Menge der täglich zugeſchickten Einladungskarten nahm ſie nur die wenigſten an. Dieſes prunkende Salonsleben, dieſes Verwandeln der Nacht in Tag, dieſes Drängen nach einem Genuß, der darin beſtand, daß man oft in der zahlreichſten Geſellſchaft bei drückender Hitze

und Langeweile stehen, kaum vorwärtskommen, selten sitzen konnte, daß man sich bewundern ließ und selbst bewunderte und am Ende einer mittelmäßigen Arie Beifall zollte — dies konnte nur einem Gemüthe behagen, das in Leere und Gedankenlosigkeit dem Zuge des Stromes nachschwimmt, getragen von Eitelkeit, Ehrgeiz und Eifersucht. Lieber empfing sie die Gesellschaft in ihrem Hotel; denn der Graf versäumte nicht, die glänzendsten Soiréen zu geben.

Er überließ sich immer mehr dem wilden Rausche der Lust, während Betty schon längst von der vornehmen Welt sich zurückgezogen hatte. Sie wollte in dem bunten Zerstreuungsleben nicht sich selbst verlieren. Ihren Gemahl sah sie täglich seltner, dafür bekam sie stets neue Besuche des vornehmsten Adels von London. Sie wußte sich dies nicht zu erklären und beklagte sich darüber bei dem Grafen, der fast nie bei solchen Besuchen zugegen war und ihre Klagen

mit Härte zurückwieß, versichernd, daß er um ihres Eigensinns willen die Zahl seiner Freunde nicht vermindern könne, und daß er gerade darin den Triumph ihrer spröden Zurückhaltung sehe, wenn sie stark genug wäre, die galanten Bewerbungen der Cavaliere abzuweisen. Diese unwürdigen Aeusserungen empörten Betty, Thränen preßte ihr diese Verworfenheit ihres Mannes aus, der vielleicht mit ihrer Tugend prahlte.

Und so war es auch. Der Graf hatte, als einst in einer Gesellschaft von der Treue der Frauen die Rede war, behauptet, daß bei den deutschen Frauen diese Tugend am meisten zu finden sey, und in leidenschaftlicher Vertheidigung seiner Behauptung gegen den Widerspruch seiner Gegner, diesen eine ausserordentlich hohe Wette angeboten, wenn es ihnen gelingen werde, an seiner eignen Gemahlin ihn von der vermeinten Unwahrheit seiner Behauptung zu überzeugen.

8.

Betty war viel zu Hause, das Alleinseyn that ihr wohl. Bücher und Zeitungen lagen vor ihr, sie versuchte zu lesen, hörte aber bald wieder auf. Sie griff einige Akkorde auf dem geöffneten Flügel, die Töne erleichterten ihr Herz, aber sie wurde auch dieser bald überdrüssig. Mit Centnerschwere lag die Bitterkeit ihres Schicksals auf ihr. Die Annehmlichkeit des glänzenden Lebens in der Hauptstadt der Welt, der Schimmer ihrer Umgebungen und äußeren Verhältnisse hätten sie, die sich dem Rausche der Lust nie so ganz hingab, daß sie nicht auch wieder die wohlthätige Ruhe der Einsamkeit aufsuchte, stets in einer zufriedenen, wenn auch nicht wahrhaft glücklichen Lage erhalten müssen, wäre sie nicht an einen

Mann gefesselt gewesen, der ihr für Alles, was sie in der Heimath verlassen hatte, keinen Ersatz bieten konnte, der nicht die geringste Liebe und Achtung ihr zu erkennen gab und nachdem er sie in ein fremdes Land geschleppt hatte, wo sie nur dazu diente ihm neuen Glanz und seinen Launen neue Anreizung zu verschaffen, sie einem stillen Grame überließ, welcher vampyrartig an ihrem Herzblut saugte.

Betty fühlte jedoch immer noch Stärke und Trost genug in sich selbst, ihre Seele war stets rein und heiter wie das Himmelblau, ja wäre das Unglück mit aller Macht über sie hereingebrochen, sie hätte es leichter ertragen, als diesen beengenden Zwang, diesen Mittelzustand von Freude und Leid, der auch nur halbe Empfindungen gewährt. Sie hatte den Muth, dem räthselvollen Schmerz des Lebens keck entgegenzutreten, ja sie gewann ihn lieb diesen Schmerz in seiner Wehmuth und in sei-

nen Thränen; ſie wollte früh ſchon in ſeine Nähe kommen, daß er ſie läutere und reinige, um ſie über die Welt zu erheben, der ſie dann am meiſten angehörte, wenn ſie ſie am leichteſten verſchmähen konnte.

Wer wollte es ihr verdenken, daß jetzt alle ihre Gedanken in dem einzigen an Viktor aufgingen. Unter dem Zwang der Convenienz hatte ſie wenige Tage vor ihrer Vermählung, als Viktor ſeine Abſchiedsviſite bei dem Präſidenten machte, auch von ihm Abſchied nehmen müſſen, daß ſie faſt ohnmächtig in ſeine Arme geſunken wäre. An eine Correſpondenz war nicht zu denken. Sie hätte auch keine mit ihm gefahrt, um ſelbſt dem leiſeſten Verdachte ihres argwöhniſchen Gatten zu entgehen. Und er konnte nicht einmal wiſſen, daß ſie in London ſey, daß hier noch ihr Herz — o ſie hätte das Niemand geſagt, nicht ihm ſelbſt — für ihn ſchlage, während er vielleicht ſie — nein! das

durfte sie nicht aussprechen. Er sollte sie vergessen haben? Eher würde das Wasser des Canals austrocknen, der England und Frankreich trennt, als Victors Liebe sterben. —

„Betty!“

Welche Stimme! Ein junger Mann stand an der Thüre; er mußte unangemeldet hereingekommen seyn. Die Gräfin erschrack. Ehe sie sich recht fassen konnte, sank er ihr zu Füßen. Emil, nicht Victor.

„Du hier, Cousin! wo kommst du her?“

„Ich eilte dich aufzusuchen, als es mir gelungen war, dem Lande der Nachstellungen und der Sklaverei zu entkommen.“

Emil kam aus Deutschland.

„Du erinnerst dich noch jenes Abends im Garten-Pavillon, wo ich dich nach langer Zeit zum erstenmal wieder sah und sprach, aber gleich wieder verlor, als ich dich der rohen Unverschämtheit eines übermüthigen Wüstlings entriß.“

„Er iſt mein Gemahl!“ ſagte Betty ſtolz.

„Das nicht, man nennt ihn blos ſo. Es gelang mir damals in ſeinem eigenen Wagen zu entfliehen, den ich verließ, als ich einem Dorfe nahe war, wo ein Univerſitätsfreund von mir Geiſtlicher iſt. Hier verbarg ich mich, und ſchrieb an deinen Vater einen Brief, der, um ihn zu täuſchen, auf einem entfernten Poſtamte aufgegeben wurde. Ich verlangte mein ſo lange vorenthaltenes Vermögen, das für ihn auf jeden Fall verloren wäre, auch wenn ich den Gerichten in die Hände fiele. Er konnte mir nur die Hälfte davon verſprechen, wollte mir dagegen zu meiner Flucht behülflich ſeyn; ich war's zufrieden. Um Mitternacht kam ich in dein Haus. Er übergab mir die Papiere und Briefe zu meiner Reiſe, und deine Mutter, die mich von jeher am meiſten geliebt hatte, ſegnete mich unter heißen Thränen auf ihrem Kran-

kenbette ein, als ſie ſchon ihrem Tode entgegen ſah.“ —

„Was ſagſt du?“ rief Betty erblaſſend. „Was iſt mit meiner Mutter? Rede!“

„Ich begreife nicht, wie du das nicht wiſſen ſollteſt, ſie iſt noch in derſelben Nacht geſtorben.“

Betty gerieth faſt außer ſich; ſie wußte nicht, woran ſie war. Dieſer halb wahnwitzige Menſch brachte ihr die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter, die ſie noch am Leben glaubte, von der ſie jedoch lange keinen Brief erhalten hatte.

„Iſt es wahr, mein lieber Couſin?“ fragte ſie unter Thränen; er bejahte es wiederholt, ſie weinte heftig.

Emil bat ſie, dem Schmerze ſich nicht allzuſehr hinzugeben, der ſchon ſichtbare Spuren auf ihrem Geſichte hinterlaſſen hatte. Er kußte ihre Hände, die Thränen von ihren

Wangen, er bat sie, ihren Gatten zu vergessen, ihn zu lieben. Sie konnte sich seiner kaum erwehren.

Die Thüre öffnete sich. Die Lady Beresford trat ein, welche verwundert die Gräfin in den umschlingenden Armen eines jungen Mannes erblickte, der bei ihrer Ankunft rasch und verlegen das Zimmer verließ. Der Besuch der langweiligen Dame, die den spionirenden Blick der meergrünen Augen stets im Zimmer hin und her warf und von dem herzlichen Mitleiden viel Redens machte, mit dem sie Betty bedauerte, konnte nicht lange währen, da diese ein weitläufiges Gespräch vermied.

Der Graf speiste heute zu Hause. Betty hätte ihm gerne die Ereignisse des Tages verschwiegen, aber er fragte sie, als sie ihre Aufregung und ihren Schmerz nicht verbergen konnte. Er verlangte, daß sie Emils Besuch gegen Jedermann ignorirte; sie wagte es nicht,

ihm mitzutheilen, welches fatalen Auftrittes Zeuge die Lady Beresford gewesen wäre. »Was den Tod deiner Mutter betrifft,« sagte der Graf, »so habe ich allerdings schon vor einigen Wochen diese Nachricht von dem Präsidenten erhalten; ich sollte dir die Trauerkunde schonend mittheilen, und zog es vor, sie vor der Hand dir nicht kund zu geben. Du warst damals in sehr heiterer Stimmung, du erinnerst dich der Soirée bei der Lady Gordon, wo du deutsche Lieder zum Flügel sangest und alle Anwesenden bezaubertest. Konnte ich es wagen, dir diesen Abend zu verderben? Ich verschob die Mittheilung dieses traurigen Ereignisses und habe sie nun ganz vergessen. Hier ist der Brief.«

Er suchte in den Fächern des Schreibtisches und gab Betty den Brief ihres Vaters. Sie hatte nichts auf die Entschuldi-

gungen des Grafen gesagt; einen tiefen schmerzlichen Blick warf sie noch auf ihn, und verließ den Speisesaal.

9.

Emils Beſuch bei Betty war für dieſe verderblich geweſen. Die Lady verſäumte nicht, die Sache weit auszubreiten, und ihrer Erzählung einzelne pikante Details anzuhängen, ſo daß Betty's Ruf ſchon in dem Cirkel der vornehmen Cavaliere, der Freunde des Grafen, untergraben war, ehe dieſer nur ein Wort davon erfuhr. Man theilte ihm mit, was man wußte; es wurde beſtätigt. Der Graf hatte nach Aller Urtheil die Wette verloren und mußte die bedeutende Summe bezahlen. Das und unangenehme Nachrichten, die von den Verwaltungen ſeiner Güter eingegangen waren, brachten den Grafen eine Zeitlang in Geldverlegenheit, aber er hatte ſich zu Tode geſchämt, nur einen einzigen Tag

mit weniger Verschwendung und Pracht aufzutreten, als bisher. Er gerieth in einen anhaltenden heftigen Zorn, den er über seine unschuldige Gemahlin ausschüttete. Das verlorne Geld suchte er am Spieltische wieder zu gewinnen.

Betty bat ihn auf das Inständigste, abzureisen, er wollte nicht, nur weil sie es wünschte; sie verlangte, er solle Emil'n sein Haus verbieten, er versicherte, ihm jetzt gerade jeden Besuch erlauben zu wollen.

Unaufhaltsam rannte er seinem Verderben entgegen. Die Leere, welche in seiner Casse entstanden war, nöthigte ihn, zu den unerlaubtesten Kunstgriffen seine Zuflucht zu nehmen. Er war zeither mürrischer, verschlossener, als je. Mit einer wahren Verbrechermiene sah er manchmal sinnend an der Seite seiner jugendlichen Gattin, wenn diese ihn bei dem Funken der Liebe, die er noch gegen die he-

gen mußte, welche durch das Opfer ihres Glückes ſeine Tage ſich zu verſchönern bemüht hatte, beſchwor, London zu verlaſſen. Er verſprach es, denn Betty prophezeihte ihm den Untergang, wenn er länger verweilte; er ſöhnte ſich mit ihr aus in einer glücklichen Stunde, in welcher er am Buſen der treuen Gattin ihr und der Tugend zurückgegeben ſchien, und mit Worten der Reue die Tiefgekränkte um Verzeihung bat.

Aber er konnte es in ihrer Nähe nicht aushalten. Es iſt die ſchwerſte Strafe des Sünders, wenn neben der wogenden Fluth des Gewiſſens, die immer mit neuer Macht die alten vergrabenen Sünden hervorwühlt, die beklemmende Angſt ſich über die Bruſt legt, daß ein Anderer um unſere That wiſſe; mit der Ahnung des verlornen Scheins fühlt man ſich ſelbſt verloren: der Blick des Andern durchfahrt ſtechend das Innere des Be-

sen, denn er glaubt, jener durchschaue ihn, und in der reinen Unschuld einer fremden Seele wiederstrahlt doppelt die eigne schwarze Schuld. So war dem Grafen, als ihm seine Gattin einen Wechsel überreichte, den sie zur Zahlung in eine Modewaarenhandlung geschickt hatte, und den der Kaufmann wieder zurücksandte und aus Gründen, die er nicht angeben könne, anzunehmen verweigerte. Sie warf einen bedeutungsvollen Blick auf ihn, als er verlegen den Wechsel einsteckte.

„Geben Sie mir Gold," sagte sie, „der Kaufmann muß befriedigt werden, oder sollte Ihre unsinnige Verschwendung Ihr großes Vermögen schon aufgezehrt haben?"

„Madame, ich werde Sie befriedigen, aber um meine Vermögensumstände kümmern Sie sich nichts."

„Zahlen Sie sogleich!" verlangte Betty.

„Das ist nicht nöthig; ich eile zu meinem

Banquier und kehre mit Geld beladen zurück, oder — nie wieder.“

Die letzten Worte waren nur undeutlich zu vernehmen. Er ließ anspannen und fuhr fort; Betty schaute ihm durch die Fensterscheiben nach, er blickte mit einem Ausdruck der Verzweiflung im Gesichte noch einmal zu ihr hinauf, dann flog ein satanisches Lächeln über sein fahles Antlitz. Die Gräfin wollte sich zerstreuen, es war ihr so bange und die trüben Straßen mit den hohen, dunkeln Palästen wurden ihr zu enge. Sie fuhr spazieren, denn es war die schöne Zeit des Frühlings wieder da, die jungen Blätter brachen aus den Knospen und die Rasenplätze bekleidete ein neues Grün. Im Green-Park begegnete ihr ein junger Mann in einem eleganten Cabriolet. Es war Viktor. Sie erkannte ihn sogleich, er sie nicht. Aber wie ein schneller Blitz aus dem heitern Himmel

hatte ihn der Blick ihres Auges getroffen; er schaute zurück und sah sie eben um die Ecke biegen. Sogleich wandte er um und jagte ihr nach. Im schnellsten Fahren aber beging er die Unvorsichtigkeit, so heftig an den Wagen der Gräfin anzustoßen, daß ein Rad seines Cabriolets zerbrach, und er einen gefährlichen Sturz zur Erde machte. Die Gräfin schrie laut auf. Viktor hatte keinen Schaden genommen. Um nicht Aufsehen zu erregen, entschuldigte er sich kurz und bat Betty weiter zu fahren; in seinem ernstwehmüthigen Gesichte lag die stille Freude des Wiedersehens, Betty's sehnsuchtsvoller Blick sprach die Hoffnung nach einem Besuche aus. Sie ließ ihren Jäger bei dem beschädigten Cabriolet zurück und fuhr nach Hause, wo sie in heftiger Aufregung ankam.

So hatte sie ihn denn wiedergesehen den Geliebten ihrer Seele. Er war hier, wo ihr Gatte und Emil auch war, die drei, welche

auf ihren Beſitz und ihre Liebe Anſpruch machten, waren nach mannichfachen Ereigniſſen wieder in Einer Stadt vereinigt. Welche Gegenſätze in dem Charakter dieſer Männer! Dem Gefühlloſeſten, der kalt und immer nur gleichgültig ſie behandelte, der mit ſeinem negirenden, berechnenden Verſtande all' ihre tiefglühenden Empfindungen niederſchlug — dem gehörte ſie jetzt an; der ſchwärmeriſche ekſtatiſche Emil, der ſich einbildete, daß ſie ihn lieben müſſe, weil ſie als Kinder zuſammen geſpielt hatten, und den das raſende Liebesfeuer innerlich zu verzehren drohte — er verfolgte ſie, wo er nur konnte, mit ſeinem hirnloſen Geſchwätze; der dritte, der edelſte und beſte, der allein die ſchwere Kunſt zu lieben verſtand, hatte bisher ſich fern von ihr gehalten und erweckte jetzt den alten blutenden Schmerz ihres Herzens. Auch Viktor hatte, ſeit ihm Betty entriſſen worden war, die ru-

higkeit Heiterkeit und die manchmal bei dem Gedanken an die Geliebte frohlockend aufjauchzende Begeisterung nie wieder finden können. Aber er hatte ihr das Feuer seiner Liebe bewahrt, und auch Betty hatte den göttlichen Schatz ihrer Liebe nur für ihn aufgehoben. Wie sie miteinander gelebt, gescherzt und gelacht hatten, als der Stern ihrer Liebe noch im Aufsteigen begriffen war, so konnten sie auch das Schwerste: dulden, Einer um des Andern willen, und dabei doch die himmlische Richtung des Lebens nach Oben nie aus den Augen verlieren; jetzt konnten sie, die im Schmachten der Sehnsucht den Tod im Herzen trugen, nach langer Trennung in die Arme des Geliebten eilen und selig seyn. Aber das thaten sie nicht. Betty war die Gattin eines Andern, und die Pflicht erforderte, dies anzuerkennen. Viktor kam daher nicht so bald, als ihn Betty erwartete; er erfuhr die eifer-

süchtige Grausamkeit des Grafen, der seine Gattin täglich inquirirte und doch Niemanden verbot, ihr in der Einsamkeit Gesellschaft zu leisten.

Emil hatte das öfter versucht, war aber stets abgewiesen worden. Heute ließ er sich das nicht gefallen. Er trat ein, mit triumphirender Miene.

„Jetzt gehörst du mir an Betty!“ rief er.

Er zeigte ihr ein Papier. Es war eine Quittung über 500 Pfd. Sterling, baar empfangen. Die Unterschrift war die des Grafen. Auf der Rückseite stand geschrieben: Gegen diese Summe trete ich meinem Vetter, dem Herrn Ernst Emil Freiherrn von S. dermalen zu London, alle Rechte und Ansprüche, die ich auf meine Gattin habe, für die Dauer von acht Tagen hiemit ab und bestätige dies durch eigne Unterschrift und Siegel.

Betty traute kaum ihren Augen, sie lächelte anfangs.

„Siehst du, welch' ein Ungeheuer dein Gatte ist? Du glaubst mir wohl gar nicht? Am Spieltische habe ich ihm aus der dringenden Verlegenheit geholfen; er hat Ringe, Uhren und Reitpferde verspielt. Ich habe ihn lange beobachtet und meinen Plan fein angelegt; gestern gestand er mir, daß er die letzten Reste seines Vermögens auf die Karte gesetzt habe, er erwarte Geldsendungen aus der Heimath, ich solle ihm helfen. Da trat ich mit meiner Forderung hervor, er willigte ein und bot mir sogar seine Wohnung an. Darum hast du ihn seit drei Tagen nicht gesehen."

Vernichtet sank die Gräfin auf die Ottomane. Emil suchte erschrocken sie wieder zu sich zu bringen; er versicherte sie seiner aufrichtigen Liebe, sie solle ihn, den einzigen Helfer in ihrer unglücklichen Lage nicht verschmähen;

habe der Graf sie freiwillig aufgegeben, so solle sie ihn als ihren Gatten anerkennen und ihm nach Amerika folgen. — Sie hatte sich erhoben und stieß ihn verächtlich zurück, er ließ nicht ab von ihr. „Alles ist zur Reise bereitet, begleite mich in meine Wohnung, fliehe diese Stadt und überlaß den treulosen Gatten seinem Schicksale. Wenn du willst, reisen wir in wenigen Tagen nach Amerika.“

Laute Worte und rasche Tritte ließen sich vor der Thüre vernehmen. „Ich lasse mich nicht täuschen,“ rief Jemand; ein Polizeicommissair trat ein und drängte die Bedienten zurück. Er grüßte Emil als den Grafen und bedeutete ihn, daß er den Auftrag habe, ihn zu verhaften. Als dieser anfangs fragte: warum und nachher versicherte, daß er der Graf nicht sey, lächelte der Commissair ungläubig, sprach von Wechselverfälschungen, von versuchter Flucht nach Amerika, von der er

vor seinem Eintritte habe sprechen hören, und von Gewalt, die er anwenden würde, wenn er Widerstand fände. Auf Emils lautes Toben, daß hier ein Irrthum vorgehe, fragte der Beamte die Gräfin, ob dieser Mann, welcher jetzt vor ihr stehe, ihr Gatte sey.

„Er ist es," antwortete diese, deren Blick auf die vor ihr liegende Handschrift ihres Mannes fiel, worin er sie verkauft hatte. Sie konnte sich auf keine andere Art von dem neuen Besitzer los machen.

Emil mußte den bereitstehenden Wagen besteigen, er that es mit den Worten: „Sie werden sehen mein Herr, daß sie dennoch getäuscht sind."

10.

Betty hatte das Aergſte erlebt; ſie war verrathen und verkauft von ihrem Manne und ſtand jetzt allein ohne Freund und Beſchützer in der unermeßlichen Hauptſtadt. Sie ſandte die Dienerſchaft aus, um Nachrichten von dem Grafen einzuziehen; er war nirgends zu finden. So ſchwer nun auch der Kummer über die letzten Ereigniſſe ſie druckte, ſo verlor ſie doch nicht daruber die klare Beſonnenheit, welche ſie ſtets begleitete, die beſonders im Unglücke als Helferin erſcheint und den Entſchließungen und Handlungen ſchwacher Frauen den Charakter einer gewiſſen Sicherheit und Energie verleiht.

Endlich kam Viktor. Sie trat ihm ent-

gegen, er erschrack über ihren Anblick. Der Ueberdrang der mächtigen Gefühle ließ sie erröthen und erblassen, ihre Kniee wankten, sie wäre fast niedergesunken. Ein gewisser schimmernder Schmerz verbreitete sich über ihren ganzen Körper; eine ätherische Blässe mischte sich mit einem leisen, liebewunden Roth, das allmählich über ihr Gesicht zog; ihre schönen Augen waren glänzend feucht von den vergossenen Thränen, das kränkelnde Lächeln der Wehmuth bewegte die nicht mehr jugendlich gerötheten Lippen. Wie eine wunde Blüthe saß sie da, auf die der scheidende Tag sein letztes Abendroth und seine letzten Thautropfen wirft; sie glich in dem weiten, reichen, hellblauen Gewande, das höchst einfach den schönen Bau ihrer Glieder umfloß, mit den vollen blonden Haaren, die in unzähligen Locken über die haltenden Kämme hinabfielen, mit den feinen Lilienhänden, einer himmlischen Psyche, die sich

ſehnt, die zarte Umhüllung des Körpers zu zerſprengen.

Viktors ganzes Weſen war aufgelöſt in ihrer Anſchauung, Betty lebte immer mehr auf in ſeiner Nähe.

„Sie werden mich eher erwartet haben,“ begann Viktor, „aber ich wollte nicht unvorbereitet kommen; ich bin von Ihren häuslichen Verhältniſſen durch eingezogene Erkundigungen, durch Mittheilungen und Gerüchte, die ich erhielt, ohne ſie zu verlangen, genau unterrichtet. Es hat mir das Herz durchſchnitten, Sie in ſolchen Umſtänden zu wiſſen.“

„Ueber äußere Mißverhältniſſe habe ich mich leicht hinwegſetzen können, aber daß mein Ruf angegriffen iſt, das kränkt mich,“ verſetzte Betty.

„Ich habe verſucht,“ ſagte Viktor, „dieſen Gerüchten zu begegnen, wo ich konnte; wenn ſich Ihr Ruf nicht wieder herſtellen läßt,

so ist der Graf daran schuld, der sich nie darum kümmerte, was in Gesellschaften über ihn und Sie gesprochen wurde, ja der nicht einmal die argwöhnischen Vermuthungen und Schlüsse widerlegte, die man von seinem Leben auf das Ihrige machte. — Doch lassen wir das. Sie müssen fort von hier.“

„Ich werde die Reise nicht aushalten können.“

„Sie nehmen für kurze Zeit ihren Aufenthalt auf dem Lande, um sich zu erholen. Einer meiner Jugendfreunde, mit dem ich in Göttingen studirt habe, ist hier Advokat und besitzt ein angenehmes Landhaus, einige Meilen von der Stadt entfernt. Dort habe ich Ihnen eine reizende Wohnung ausgesucht.“

„Und mein Gemahl — “

„Kann Ihnen nicht folgen,“ versetzte Viktor rasch. Er schwieg einige Augenblicke, wie wenn er sich scheute, etwas mit-

zutheilen, was Betty doch noch erfahren mußte.

»Ich habe ihn,« ſagte dieſe »einige Tage lang nicht geſehen, und habe Nachforſchungen nach ihm anſtellen laſſen, ohne daß ich ſeinen Aufenthalt wußte; in dieſer Zeit habe ich eine Menge Schuldenforderungen und Mahnbriefe, welche auf bedeutende Summen lauten, erhalten. So bin ich in ſchrecklicher Verlegenheit, und ohne das größte Unglück.«

Sie erzählte nun Viktor, die zeitherigen Begegniſſe ihres Lebens, ſprach dann von Emils Anträgen und zeigte ihm das verhängnißvolle Papier, auf welches er ſeine Anſprüche gründete. In dieſem Augenblick wurde ein Brief an die Gräfin übergeben. Sie erkannte Emils Hand, las ihn ſchnell und reichte ihn Viktor mit dem Blick des tiefſten Schmerzes und dem Ausrufe: »So bin ich denn ganz verlaſſen! Ihn hat ſein ſtrenges Schickſal erreicht.«

Viktor las:

Die Beſchimpfung, welche mir, meine theure Couſine, in deinem Hauſe unter dem Namen deines Gemahls angethan wurde und die mich als Verbrecher vor das Gericht brachte, gebot mir, Rache zu nehmen an dem niederträchtigen Heuchler, der mich in die Falle zu locken verſuchte, die er ſich ſelbſt geſtellt hatte. Er hat ſeine Verhaftung vorausgeſehen, daher iſt er, ſeit er dich verlaſſen, und weil er ſah, daß man die Verfälſchung ſeiner Wechſel erkannte und geeignete Maßregeln getroffen hatte, nicht wieder zu dir zurückgekehrt. Vielleicht wollte er dir die Schande erſparen, die Gattin eines Betrügers zu heißen. Es gelang mir ſeinen Aufenthalt zu entdecken, ich habe ihn auf Piſtolen gefordert, und er iſt heute Morgens von meinem Schuſſe tödtlich getroffen, ſogleich verſchieden. Ich habe das nicht gewollt, ein höheres Geſchick muß meine Hand

getrennt haben. Lebe wohl auf ewig! Möge der Himmel dich glücklich in das Vaterland geleiten. Mich sieht Europa nie wieder.

Geschrieben am Bord der Constantia, wenige Stunden vor der Abfahrt.

Emil von S.

„Sie sind nun frei,“ sprach Viktor, als er den Brief gelesen hatte.

„Rathen Sie mir, helfen Sie mir,“ sagte sie weinend, „denn Sie sind der Einzige, der mir als Freund noch zur Seite steht.“

„Ich habe das Schicksal des Grafen vorausgesehen, seine Spielwuth und sein Alles verschlingender Luxus mußten auch das glänzendste Vermögen aufzehren; daß die Polizei ihn suchte, wußte ich, und er muß durch gute Freunde sicher versteckt worden seyn, daß man ihn nicht fand.“

„Ich zweifle, ob mir das Geringste übrig

bleiben wird," sagte Betty, „aber ich bin auf Alles gefaßt."

„Vernehmen Sie meinen Plan," erwiederte Viktor. „Sie verlassen sogleich die Stadt und beziehen die Ihnen bestimmte Wohnung in dem genannten Landhause, wo Sie als gänzlich unbekannt erscheinen. Ihre Angelegenheiten will ich alle in Ordnung bringen, wenn Sie mir Vollmacht dazu ertheilen. Ist dies geschehen und hat der sorgenfrei Aufenthalt auf dem Lande Ihre Gesundheit wieder gestärkt, so treten Sie die Rückreise an. Sollten Sie auch die entfernte Vaterstadt nicht erreichen können, oder nicht wollen, so steht Ihnen ein kleines, aber äußerst romantisch gelegenes Landgut am Rhein zu Dienſten, das gegenwärtig unbewohnt ist, und das ich von einem reichen Onkel geerbt habe. Diese Erbschaftsangelegenheit war es, die mich kurz vor Ihrer Vermählung zu weiten Reisen zwang

und ich konnte von Ihrem gegenwärtigen Aufenthalte nur da erſt etwas Näheres erfahren, als ich nach längerer Zeit wieder in Ihre Vaterſtadt kam. Das Verlangen, Sie wiederzuſehen, trieb mich hieher.«

Betty erröthete, denn Viktor blickte ſie lange an.

»Dürfte ich Sie,« fuhr er fort, »bald auf das feſte Land geleiten. Ich werde ſo lange hier bleiben, bis Sie reiſen können, denn ich habe jede amtliche Beſchäftigung jetzt aufgegeben und werde nur den Wiſſenſchaften leben.«

»Ich werde Ihnen ein neues Leben danken,« ſagte Betty, ihm ſanft die Hand drückend, »Morgen will ich mein Hotel verlaſſen, ich habe längſt Alles zur Abreiſe gerichtet.«

In ernſter Stimmung verließ ſie London, das mit ſchweren Zügen bittere Erinnerungen in ihr Herz gegraben hatte. Sie erholte ſich

langsam wieder, in der Umgebung eines zarten idyllischen Lebens; ganz gesund wurde sie nie mehr; aber wenige Monate nachher war sie in Calais, bald begrüßte sie den Rhein.

Drittes Buch.

Betty's Tagebuch.

Die naive Einfachheit kindlicher und glaubensfreudiger Seelen parirt alle Rabelsische Voltaire's.

Gutzkow.

Ich bin nun in den Hafen der Ruhe gelangt. So nenne ich mit Recht das herrlich gelegene Landhaus, welches ich jetzt bewohne. Krank bin ich hier angekommen und in der würzigen Luft, unter dem heitern Himmel und der entzückenden Gegend dieses Landes bin ich wieder genesen; muß ich nicht Viktor ewig dankbar bleiben, daß er mir, die ich Eltern und Gatten verloren habe, dieses reizende Asyl bereitete? In dem rothen Cabinete, welches ich bewohne, das meinen Blick auf jenen deutschen Fluß

lenkt, den ich immer so lieb hatte, baue ich mir eine Welt von meinen Träumen und Gedanken auf. Ach! wie ist Vieles so ganz anders geworden, als ich erwartete. Ich hatte Ansprüche auf das Leben gemacht, weil ein Himmel von Hoffnungen sich mir aufthat; er ist in tiefe Nacht versunken, und jene sind nicht befriedigt worden. Ich muß ein paar Jahre aus meinem Leben vergessen, wenn ich mich glücklich fühlen soll, und die Brücke der Erinnerung bis in jene so herrliche Zeit bauen, wo das Göttliche sich mit dem Gedanken meiner Liebe vermählte, Klarheit des Himmels mich umfloß, und tiefe Ruhe, unaussprechliche Seligkeit mein Herz bewohnte. Wenn ich damals weinte, so waren es Liebesthränen; was ich jetzt weine, das sind Sehnsuchtsthränen, ausgepreßt von dem Zustande des Alleinseyns auf der Welt, in dem das Gemüth einen verwirkten Garten überblickt und kaum einzelne

Blüthen in die heimathlichen Blumengestade hinübergerettet hat.

Was war mir damals die ganze Welt gegen die unbekannte Herrlichkeit, die aus den Tiefen des Unendlichen in mein Inneres lieblich hereinstrahlte; was galt mir das rastlose Rennen und Jagen des wirklichen Lebens, gegen das Lichtmeer des Göttlichen, in das sich tief hinein meine Seele getaucht hatte; was die widerliche Convenienz, der prunkende Adelstolz, das verführerische Hofleben gegen die glühenden, frischen, kindlichklaren Bilder meines Gemüths, die sich mit dem Gedanken einer keuschen und brünstigen Liebe so wunderbar vermählten!

Als ich diesen Morgen meine Briefschaften und Papiere ordnete, fiel mir ein Blatt in die Hände, das aus jener schönen Zeit stammt. Viktor saß mit mir in einer Laube des Gärtchens, welches an unser Haus stieß.

Ich war damals nicht in meiner gewöhnlichen fröhlichen Laune, Viktor aber desto muthwilliger er suchte Alles auf, mich zu erheitern, und hatte, was er sehr oft that, meine Locken von den Nadeln befreit, daß sie über mein Gesicht herabrollten, und spielte mit ihnen. Er behauptete, in einer poetischen Stimmung zu seyn; da verlangte ich, er solle ein Gedicht machen, Wein und Liebe müsse ihn begeistern, aber er versicherte, daß er durchaus kein Dichter sey, und nur ungereimtes Zeug dichten könne. Doch schrieb er schnell folgendes Gedicht mit der Bleifeder nieder:

Auf Liebchens Wohl.

Auf dein Wohl, mein süßes Liebchen,
Will das volle Glas ich leeren.
Lachle nur, die Wangengrübchen
Passen wohl zu Schelmenaugen —
Auf dein Wohl, mein süßes Liebchen!

Dieſes Glas gilt deinen Locken,
Die in goldner Ringelfülle
Deinen Schwanenhals umſpielen,
Wo die Amoretten lauſchen —
Dieſes Glas gilt deinen Locken!

Dieſes Glas gilt deinen Augen,
Dem kryſtallnen See der Liebe,
Wo der reinſte Frühlingshimmel
Ewig heiter wiederſtrahlet —
Dieſes Glas gilt deinen Augen!

Dieſes Glas gilt deinem Munde,
Der in ſüßen, vollen Lippen
Flammt vom Morgenroth der Liebe,
Zauberkelch, der Nektar faſſet —
Dieſes Glas gilt deinem Munde!

Dieſes Glas gilt deiner Schönheit,
Deiner engelgleichen Milde,
Deinem frommen, reinen Herzen,
Deiner feurigen Umarmung.
Nimm mich auf an deinem Buſen!
Nicht vom Weine bin ich trunken,
Aber wohl von deiner Liebe!

Viktor hat mich verlassen. Familienverhältnisse nöthigten ihn zu einer Reise, die lange dauern wird. Ich will die Einsamkeit meiner Lebensweise mit geistigen Beschäftigungen ausfüllen; unsere Literatur gibt ja dazu den reichhaltigsten Stoff, und Viktors Bibliothek, welche er hieher hat schaffen lassen, ist sehr bedeutend; er versprach, sie stets durch Sendungen des Neuesten und Besten zu vermehren. Leider verbietet mir der Arzt ein anhaltendes Studium, wie er meine Arbeit nennt; er ist von Viktor angewiesen, mich oft zu besuchen. Mein altes Brustleiden plagt mich wieder; doch ich habe Viel ertragen lernen und halte mich aufrecht, so lange mein Geist gesund bleibt. Aber vielleicht werde ich der Krankheit unterliegen, es ist dieselbe, an welcher einst mein Bruder gestorben ist.

Der krankhafte Reiz mag Schuld seyn, daß die Zukunft so öde vor mir liegt und auch die Gegenwart mir keine Freude gewährt. Das ist das Ende meiner hochfliegenden Träume und kühnen Wünsche. Ach! sonst war es anders. Auf grünen Auen ging ich durch das Leben, vor mir tanzten die goldnen Bilder ros'ger Jugendzeit. Wo seid ihr hin, ihr Tage meiner Kindheit? Die reiferen Jahre, die ich oft ersehnt, sind jetzt gekommen, alle Rosen sind enthlättert, nur die Dornen blieben mir. Die Trübsal hat mich geläutert und aus der kalten Leere der Außenwelt mich in mein Inneres gewiesen. Ich will durch mich selbst denken. So lange Viktor um mich war, fühlte und dachte ich nur durch ihn, wie stets die Frauen den Männern unterworfen sind, daß der Stärkere die Schwächere durch den

Strom des Lebens trägt, und das Weib ihr Schicksal, ihren Glauben, ihr Wissen durch den Mann erhält.

Die Anschauung der Natur entzückt mich noch immer, aber es ist nicht mehr jene heitere, flüchtige, es ist die ernste Betrachtung des Glaubens. Ich erkenne sie jetzt als den Abglanz der erhabensten Herrlichkeit, als den höchsten und reinsten Zusammenklang, von dem Athem des Allmächtigen belebt. Man sieht aber nur dann Gott am deutlichsten in der Natur, wenn man ihn lebendig im eignen Herzen fühlt.

Gott wohnt in unſeren Herzen. Der Verſtand, für deſſen Möglichkeit Alles negativ iſt, kann Gott bezweifeln, die Vernunft das wirkliche Nichtdaſeyn Gottes zu beweiſen ſuchen, aber das Herz will einen Gott, und daher iſt der Gedanke an Gott ein Bedürfniß, das in unſerer innerſten Natur gegründet iſt. Dies iſt zugleich der unerſchütterlichſte Beweis von Gottes Daſeyn. Alle anderen Beweiſe können wir dann entbehren, wir brauchen blos Nachweiſungen, die unſere eignen Beziehungen auf Gott, ſo wie die der Welt auf ihn darlegen. Nichts anders kann Chriſtus meinen, wenn er ſpricht: Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.

Meines Erachtens muß das Herz stets dem Verstande zu Hülfe kommen, wenn dieser das Daseyn Gottes zwar als nothwendig, aber nicht als wirklich erkennt. Denn gerade das Verlangen Gott zu wissen, nicht blos zu glauben, da sich doch die Gottheit schlechterdings dem physischen Sinne entzieht, und durchaus nicht räumlich darstellt, folglich auch nicht sinnlich wahrgenommen werden kann — hat den Atheismus erzeugt, der, weil er die idealisch-wirkliche Existenz des höchsten Wesens nicht fassen kann, endlich auch die Idee einer Weltordnung, die sich doch unserem sittlichen Interesse so sehr aufdringt, fahren läßt. Der Atheismus ist in seiner steten Negation nie ein System geworden. Wie man aber an Gott zweifeln kann, begreife ich nicht. Ohne Gott gibt es weder Schönheit noch Tugend.

Dieſe drei Ideen pflegte ich ſtets feſtzuhalten: Gott, Offenbarung, Unſterblichkeit. Keines beſteht ohne den Andern. Der Zuſammenhang iſt ſo klar, daß alle religiöſen Gedanken und Empfindungen in dieſen dreien enthalten ſind. Daher ſcheint mir die Religion darin zu beſtehen, daß der Menſch von Gott und der Welt weiß, an das unmittelbare Eintreten des Göttlichen in das Menſchliche glaubt, und die Fortſetzung des Gottesreichs in einer andern Welt ahnet. Aber die meiſten Menſchen bleiben nur bei dem erſten ſtehen, bei Gott. Sie bilden ſich dunkle, abſtrakte Ideen, welche ihr Gemüth nie ergreifen, ſie ſprechen von Gottes unendlicher Heilichkeit und Güte, ſie geſtehen deſſen abſolute moraliſche Vollkommenheiten zu: wo es aber darauf ankommt, gewiſſe conſequente Nothwendigkeiten und Thatſachen, nämlich die

ganze Geschichte des Evangeliums zu glauben, da treten sie scheu zurück. Und doch muß die wesentliche Ueberzeugung von der Wahrheit der abstrakten Idee unumgänglich die Ueberzeugung von der mit ihr übereinstimmenden Erscheinung in sich schließen. Hat Gott die Welt und die Menschen geschaffen, so mußte er sich ihnen auch offenbaren. Dies konnte nicht durch die Natur geschehen, da das Geschaffene, als Gott entgegengesetzt, keine unmittelbare Darstellung des Göttlichen geben kann, denn wir sehen Gott nur in der Natur, weil wir ihn hinein bringen. Auch nicht durch die Vernunft; denn diese kann zwar als ideale Kraft an sich betrachtet werden, ist aber in Wirklichkeit nichts Absolutes, Abgeschlossenes, sondern etwas Werdendes, Wachsendes, daher die Vernunftreligion ein Phantom ist, denn wir sollen nicht blos Menschen, wir sollen Christen seyn. Gott

mußte ſich alſo den Menſchen ſelbſt zu erkennen geben. Dies iſt wirklich geſchehen. Das Wort ward Fleiſch und wohnete unter uns als eingeborner Sohn vom Vater. Hiermit iſt das Geheimniß des Himmels aufgeſchloſſen, die große Wahrheit tritt nun ins Leben: Gott iſt Menſch geworden, damit die Menſchen zu Gott kommen.

Zugleich öffnet ſich jetzt der Blick in eine höhere Welt, welche vor der Erſcheinung Chriſti den Menſchen gänzlich verſchloſſen war. Die Beſtimmung des Menſchen bekommt nun das höchſte Ziel und iſt nicht mit dieſem Erdenleben abgeſchloſſen, ſonſt müßte Jeder eine gleiche Laufbahn durchmachen. Die Gewißheit der perſönlichen Fortdauer iſt gegründet in der Anforderung des Chriſtenthums, daß Jeder ein Bürger des Reiches Gottes werden ſoll.

Wenn wir dieſe Ideen: Gott, Offenbarung, Unſterblichkeit feſt halten, ſo werden wir

uns ſelbſt kein Räthſel mehr bleiben; ſo werden wir uns nicht beklagen, daß wir auf eine Erde geſetzt ſind, wo wir ewig mit der Materie zu kämpfen haben. Mit dieſem Glauben iſt die Welt kein Chaos, ſondern Ordnung und Abſicht. Haben wir das Geheimniß des bleibenden Lebens gefunden, daß unſer unverrückter Mittelpunkt in Gott iſt, oder wie die Schrift ſagt, unſer Leben mit Chriſto verborgen iſt in Gott, ſo iſt die einzig wahre und beglückende Richtung unſres Gemüthes beſtimmt. Wir ſind uns ſelbſt klar. Wir haben nicht halbe Vernunft, halbe Erkenntniß, halben Geiſt; nein! wir haben Alles ganz. Wir beſitzen nicht blos die Fähigkeit Fragen aufzuwerfen, wir beſitzen auch die, Antwort darauf zu geben. Die lebendige Erkenntniß des Unendlichen, den wir in unſerem Innern denken und fühlen, iſt ein Unterpfand unſrer höhern Abkunft.

Ich habe Bettina geleſen. Die Kindheit feiert ihren Triumph in dieſer Liebe. Es iſt eine ſo echt romantiſche deutſche Minne mit der mädchenhaften Wildheit, mit der kindlich-ſtillen Innigkeit, mit dem ſich ſelbſt Aufgeben in einen Andern. Ein Sommergarten voller Roſen; da iſt nichts Gemachtes, Alles rein und wahr, in ihrer Bruſt webt und lebt es wie der Odem der ſchaffenden Natur, ein Frühling voller Blüthe, ein Himmel voller Sterne, eine Luft, in der die Sänger des Mai's auf und nieder ſteigen. Bettina's Liebe iſt glühend, wie der heiße Himmel Arabiens, daß ſie alles Andere verzehrt, oder nur in ihrem Lichte es betrachtet. Dieſer Liebe konnte Göthe auch nicht widerſtehen, denn ſie trat mit einem Male an's Licht, nicht in langſamen Wachſen ſich entwickelnd; wie das lodernde Feuer leuchtete ſie dem Dichterfürſten in die

Augen, daß er erblindete und sie nur benützte, sich behaglich daran zu erwärmen. Daß Goethe sie verschmähte — und daß er dieß that, mußte Bettina selbst wissen — kann ich ihm nie verzeihen. Er nahm nur ihre Gedanken und ließ ihr ihre Gefühle, er nahm ihre Verehrung und ließ ihr ihre Liebe. Durfte aber eine solche Liebe sich dem profanen Auge der Welt so ganz enthüllen? Was mir nicht gefällt, ist, daß in dieser Liebe so viel Einbildung und noch mehr Schwärmerei herrscht, ja ich finde sogar etwas Abgöttisches darin. Doch Bettina ist nun einmal so, und es fehlt ihr keineswegs an tiefer, religiöser Empfindung. Eine Stelle hat mich ganz besonders angesprochen:

„Wir glauben an Gott und an Christus, daß er Gott war, der sich an's Kreuz schlagen ließ; wir singen ihm Litaneien und schwenken ihm den Weihrauch; wir versprechen, heilig zu werden, und beten, und empfinden's

nicht. Wenn wir aber ſehen, wie die Natur ſpielt, und in dieſem Spiele eine Sprache der Weisheit ausdrückt; wenn ſie auf Blumenblätter Seufzer malt, ein O, ein Ach, wenn die kleinen Käfer das Kreuz auf ihren Flügeldecken gemalt haben, und dieſe kleine Pflanze eben, ſo unſcheinbar, eine mit Sorgfalt gehegte künſtliche Dornenkrone trägt; wenn wir Raupen und Schmetterlinge mit dem Geheimniß der Dreifaltigkeit bezeichnet ſehen, dann ſchaudert uns, und wir fühlen, die Gottheit ſelber nimmt ew'gen Antheil an dieſen Geheimniſſen: dann glaub' ich immer, daß Religion alles erzeugt hat, ja daß ſie ſelber der ſinnliche Trieb zum Leben in jedem Gewächs und jedem Thier iſt.«

Weit weniger gefällt mir Rahel — ich möchte Beide nicht parallel zuſammenſtellen. Was iſt das für ein Drücken und Zerren, ein Reißen und Wühlen der Begriffe, und wie ſpinnt ſie ſich ſo in Philoſophie ein, daß ſie Alles eben nur philoſophiſch betrachtet, als dürfe ſie die Welt gar nicht mit andern Augen anſehen. Wenn dieſes Affektiren von ſpekulativer Anſchauung, womit ſie ihre innerſten Gedanken verdreht, ehe ſie nur an's Tageslicht kommen. Wo es Charaktere zu beurtheilen gibt, da ſpricht ſie beſſer und ihre Reflexion iſt klarer; oft drückt ſie tiefe Gefühle herrlich aus, denn ſie hat ein empfindlich Herz. Das iſt aber wohl ihr ganzes Talent, wie ſie ſelbſt ſagt.

Wir leben im Zeitalter der Memoiren, Briefwechsel und Denkmale; man will durch die Sammlung aller Einzeldinge die Individualität zu einem vollkommenen Ganzen machen, und es ist schön, die mannichfachen Brechungen eines geistigen Strahles in einen Focus zu vereinigen. Wir lernen oft aus einem einzigen Briefe mehr, als aus vielen Seiten eines Buches.

War es auch lobenswerth, einer Charlotte Stieglitz ein literarisches Denkmal zu setzen? Die Frauen sollten weinen, wenn das die vielfach besprochene Emancipation ist, daß man ihre geheimsten Boudoirs vor der gaffenden Menge öffnet, die verschlossensten Schriften drucken läßt, und sie mit den geheimsten Gefühlen und Ansichten, die erst wieder aus Mittheilungen Anderer gewonnen wurden, vermehrt; daß man die blutigen

Reaper der klaffenden Dolchwunde aufreißt, um den Geist zu finden, durch dessen Mittheilung die Welt beglückt werden soll. Wollte man aber auch ihre Gedanken und Lebensansichten mittheilen, so hätte man diese doch nicht zu dem Zweck einer unmittelbaren Vertheidigung des Selbstmordes gebrauchen sollen. Ich bewundere Charlottens Leben, aber ich verabscheue ihren Tod. Sie litt und starb an der herrschenden Krankheit des Geistesabgrunds; und wie in ihr stets die Phantasie über den Verstand, die Leidenschaft über das Gefühl herrscht, so war sie ohne Einheitspunkt, daher diese Zwittergestalt von erhabener Weltanschauung und verkümmerten Lebensbegriff und mangelhafter Religiosität. Sie ist bald Heidin, bald Christin. Die wahre Weiblichkeit hatte sich in ihr auch nur einseitig entwickelt. Wäre sie Mutter gewesen, ihr Leben wäre das schönste geworden; aber so mußte sie in

dem verzweiflungsvollen Conflikt mit ſich und der Welt untergehen. Ich möchte ſie den weiblichen Fauſt nennen.

Es ist in der jetzigen Literatur so viel Paradoxes, so viel Widerspruch, eine Zerrissenheit, aus der kein Friede entkeimt. Nimmt man eines der neuesten belletristischen Werke zur Hand, so wird man von dem Gefunkel der falschen Juwelen, welche die Poesie schmücken sollen, wahrhaft geblendet. Bald findet man enthusiastische Exclamationen über die unbedeutendsten Dinge, bald ein leeres Gesage über tiefe Wahrheiten, bald eine himmelstürmende Gigantenrohheit, bald Schilderungen und Situationen, bei denen man nicht weiß, ob man darüber lachen oder sich ärgern soll, bald Scenen, welche die Schamröthe auf die Wangen jagen; man getraut sich kaum die Seite umzuschlagen, denn man fürchtet, von dem hohnlächelnden, verzerrten Gesichte des Autors angegrinst zu werden. Ueber die freigeisterischen Stellen wird

sich das christliche Gemüth leicht hinwegsetzen können.

Woher nur dieses Bekämpfen der Religion? Die Periode des Atheismus ist doch schon vorüber, Voltaire ist längst vergessen. Man spricht von seinen Anfeindungen des Christenthums nur, um über seine Dummheit zu lachen. Wie konnte auch ein Mann über die christliche Religion schreiben, der nicht wußte, was der Pentateuch ist? Es ist wohl die Manie Aufsehen zu machen, was jenen Schriftsteller treibt, gegen das Christenthum zu schreiben. Man will für muthig gelten, es kitzelt den Stolz, eine Verwegenheit zu zeigen, die andere ruhige Leute in Erstaunen setzt; man ist aber vorsichtig genug, die christliche Religion nicht ganz aufzugeben, spricht von ihrer Perfectibilität und setzt das Göttliche in alle Erscheinungsformen der Welt. Ich glaube, wenn diese kühnen Helden des Pantheismus

gedrängt würden, eine bündige Darlegung ihres Glaubens zu geben, sie würden sich wie Voltaire helfen, der sich von den Capuzinern ein Zeugniß seiner Rechtgläubigkeit ausstellen ließ.

Das Suchen nach Gott auch mit Zweifel und Schmerz iſt ſchon der Anfang, daß aus innerem Schaffen und Beſeelen Gott in Menſchen Geſtalt gewinne. Aber es iſt ſelbſt noch nicht Religion, ſo wie die Verzweiflung an Gott nicht religiös iſt. Nur als Vermittlung einer höhern Erkenntniß, ſo daß aus der Blüthe der Sehnſucht einſt die Frucht des Beſitzes entſpringet, dürfen wir den Skepticismus anerkennen; wo er zur Verzweiflung und Untergang führt, iſt er Gottloſigkeit und Frevel. Denken und Glauben — wie ſchwer iſt das zu vereinigen, und doch muß es Eins ſeyn in Bezug auf Gott, denn dieſer iſt kein bloßes Gedankending, ſondern ein wirklicher, perſönlicher Gott.

Die Menschen sind allzusehr geneigt, wenn sie Wahrheit zu sprechen glauben, sich selbst mit dieser zu identificiren und was ihnen Uebles geschieht, für eine Beleidigung dieser auszugeben. Wenn sie Widerstreben und Anfeindung finden, halten sie sich gleich für Märtyrer der Wahrheit. Las ich doch neulich, wie ein hart bedrängter Theolog äussert, er wolle gleich einem Huß den Scheiterhaufen besteigen, wenn der Fanatismus seiner Verfolger ihm einen bereiten würde: so wollen auch die Schriftsteller der jüngsten Zeit, die in die verworrenen Fäden ihres Genie's sich eingesponnen haben, jede nahetretende Kritik für eine Beleidigung ihres Talentes halten, mit welchem sie die vermeinte Erbärmlichkeit unserer Literatur zu stürzen suchen.

Ich lese abwechselnd in den Werken von Schiller, Göthe, Herder und andern Dichtern; so treten mir die Individualitäten deutlicher entgegen. Man hat oft Schiller dem Göthe gegenübergestellt, ich finde diesen Gegensatz nicht so groß, als den zwischen Herder und Göthe; die, welche Göthe nicht lieben, werden gewiß mit aller Inbrunst an Herder hängen. Er, der leibhaftige Humanus dichtete in, mit und aus seiner Zeit, und stand mitten im Leben, dessen Kreise von der Poesie durchdrungen werden sollten, damit alles Wahre, Edle, Schöne und Gute nur Ausfluß eines und desselben Lebensgeistes würde, ihm sind alle Erscheinungen der Geschichte Offenbarungen Gottes, das ganze Leben eine Verzweigung göttlicher Ideen, die das Gebäude der Humanität bilden. Bei Göthe lernt man das Leben liebgewinnen, weil es eben nur die süße Gewohn-

heit des Daseyns, Wirkens und Genießens ist; bei Schiller, weil es der Boden der idealen, über das gemeine Daseyn der gewöhnlichen Menschen sich erhebenden Welt ist; bei Herder, weil es das Höchste ist: Offenbarung des Ewigen im Zeitlichen, Durchgangspunkt des Menschlichen zum Göttlichen. Auf die von Herder zuerst geltend gemachte Idee einer fortschreitenden Veredlung des Menschengeschlechts gründete in neuester Zeit ein einsamer Gefangener das System einer durch Einführung der höchsten, wie der niedrigsten Wissenschaften in das Leben zu erreichenden Weltkultur. Welche Tragik des Schicksals, hinter Mauerwänden und Eisengitter für die Verbesserung einer Welt zu arbeiten, von der man ausgestoßen ist!

Welch' erhabenes Gedicht iſt Göthe's Fauſt! — Wer den Fauſt nicht ſelbſt erlebt hat, wird nie einen ſchreiben können. Ich will nicht ſagen, daß Göthe ſelbſt Fauſt iſt, aber es klingen doch Elemente aus ſeinem Leben in ihm an. Jede Abweichung von der Volksſage wird immer eine fremdartige Behandlung des Stoffes ſelbſt herbeiführen, die es nie zu der innern Einheit und charakterfeſten Durchführung des Götheſchen Werkes bringen kann. Göthe hat den Stoff der Sage ſo kühn behandelt und den naiv-gemüthlichen und dämoniſch-ſchauerlichen Geiſt ſo vortrefflich beizubehalten gewußt, daß eben deswegen ſein Gedicht von der geſammten Nation mit gleichem Beifall aufgenommen worden iſt. Die ganze Dichtung des Fauſt kann ich mit nichts in der ſinnlichen Welt beſſer vergleichen, als mit den Pyramiden. Wie an dieſen, haben an

Faust riesenhafte Kräfte Jahre lang gearbeitet, und der erhabene Bau wird, wenn unser Geschlecht längst wird vergangen seyn, noch dauern, ein Denkmal einer im Dunkel der Geschichte versunkenen Bildungsepoche des menschlichen Geistes. Kein regelrecht durchgeführtes Drama ist diese Dichtung, aber auch kein Aggregat von einzelnen Schönheiten, sondern ein lebendiges symbolisch-aufzufassendes Bild von der Entwicklung eines Genius, der der Repräsentant der goldnen Zeit ästhetischer Bildung eines großen europäischen Volkes ist. Dies scheint seine geschichtliche Bedeutung zu seyn. Man sagt aber, der zweite Theil passe nicht zum ersten, er bilde vielmehr einen Gegensatz, und keine Fortsetzung. Als ob er nicht beides zugleich seyn könnte. Der erste Theil ist mehr historisch, der zweite allegorisch; dort wirkliches Leben die Grundlage tiefer symbolischer Wahrheiten,

hier poetisch-allegorische Weltbetrachtung in einem nicht wirklichen, sondern nur phantastischem Leben vorgeführt. Daher hört im zweiten Theile die Volkssage auf, die reine Dichtung tritt an ihre Stelle, die höhere Auffassung des auf dem Wege der Läuterung vom Menschlichen zum Göttlichen durchzubildenden Menschengeistes, wie sie schon in Calderons wunderthätigen Magus angedeutet ist. Faust schreitet aus dem Reiche der Wahrheit in das der Schönheit, er vereinigt endlich beide in sich durch das Rein-Göttliche, Ewig-Wirkliche, die Liebe; worin er gefehlt hat, dadurch wird er gerettet.

Nie ist wohl ein Dichter verschiedener beurtheilt worden, als Göthe. Die Mitwelt wird auch das feste entschiedene Urtheil der Nachwelt überlassen müssen. Bettina hatte ihm das schon früher richtig voraus prophezeit:

„Die Menſchen werden dich nicht immer verſtehen, und die dir am nächſten zu ſtehen behaupten, werden dich am meiſten verläugnen.“ Da Göthe die verſchiedenſten Richtungen der Literatur verfolgt und jedes Feld angebaut hat, ſo mußten ſchon deswegen ſeine Leſer ihn je nach Gefallen an einer oder der andern ſeiner Schriften beurtheilen. Indem man aber immer einzelne Werke einſeitig hervorhob oder herabſetzte, vergaß man, daß die Univerſalität Göthe's eben ſein Vorzug ſey, und ſeine Werke in Verbindung mit ſeinem Leben betrachtet werden müſſen; er hat ſie alle durchgelebt. Dennoch ſtehen dieſe Schöpfungen als vollendete Kunſtwerke eines Meiſters da, in welchem alle Empfindungen und Gefühle in ſchönſter Harmonie ſchaffend arbeiten. Gerade dieſe Sachdenklichkeit — wie ſie einmal Börne nennt — iſt Göthes beſonderer Vorzug. Sind dann auch einzelne Geſtalten marmor-

kalt, unter der Umarmung eines Pygmalions werden sie doch lebenswarm.

Man fängt allgemach an, die Grundlage einer neuen Weltliteratur in Göthe zu suchen; er hat sie vorbereitet, die junge Generation wird sie ins Werk setzen.

Der lächerlichste Vorwurf, den man ihm machte, ist der der Irreligiosität; weil er keine Messiade dichtete, wurde er verketzert. Aber wer mag einen Bildhauer tadeln, daß er lieber eine Venus meiselt, als einen Apostel. Mit seinen Talenten sagen diese Bekrittler, hätte er dem Höchsten und Erhabensten dienen sollen; ich antworte: es ist Gottesdienst genug in Göthe's Dichtungen, könnt ihr ihn nicht herauslesen, nun so begnügt euch mit dem Liederverse, der von ihm im Bremer Gesangbuch steht, wo er unter den Kirchenliederdichtern aufgezählt ist.

Ich rief diesen Abend nach Anna; sie kam nicht. Als ich in den Garten ging, fand ich sie in der äussersten Laube sitzen, den Blick auf den Rhein gerichtet. Sie erschrack, wie sie mich sah, und fuhr mit dem Taschentuche über die Augen, denn sie hatte geweint.

Noch nie hab ich eine stillere und ernstere Jungfrau gesehen. Ich schob dies bisher auf Rechnung ihrer Jahre, aber es scheint, ein tiefer Kummer machte sie vor der Zeit alt. Da ich sie in meinen Dienst nahm, wurde sie mir als Pietistin geschildert, in der That gehört sie ganz zu diesen Leuten, ihr Aeusseres schon zeigt dies, aber auch ihre Sprache, die stets mit Bibelworten gemengt ist, ihr Abscheu vor weltlichen Lustbarkeiten, ihre Besuche einer entfernten Kirche statt der nahegelegenen, da sie in dieser keine Erbauung zu finden glaubt, ihr Lesen in Arndt, Scriver und Bogatzky, ihre

Verachtung aller übrigen Bücher. Ihre ganze Richtung hat viel Angewöhntes, ja Angezwungenes, ging aber gewiß aus innerer wahrer Seelenstimmung hervor, die durch ein besonderes Ereigniß ihrer Jugend herbeigeführt wurde. Von ihrer alten Mutter, die noch lebt, habe ich einst ihre Geschichte erfahren, die Anna selbst nicht hören läßt.

Ich gebe sie hier wieder:

Anna war als Kind eines der schönsten und artigsten Mädchen, aber rasch, heftig, leichtsinnig, eine Freundin der Natur, eine Feindin trockener Lehren und strenger Glaubenssätze. So wuchs sie auf, ihr lebhafter Geist gab sich jedem guten und bösen Eindruck hin, ihr Denken und Fühlen, erhielt erst einen festen Mittelpunkt, als sie liebte. Der Gegenstand ihrer Liebe war ein junger Freiwilliger des preußischen Jäger-Corps, ein entfernter Verwandter ihres Hauses, wo er sich eine Zeitlang aufhielt. Anna liebte den feurigen Jüngling, der im fröhlichen, heitern Genuß das Leben auffaßte, mit der glühendsten Leidenschaft, als schon der Ruf der Waffen — Napoleon war von Elba zurückgekehrt — den jungen Helden der kriegerischen Laufbahn entgegen führte.

Bei dem Abſchied, welchem das Mädchen zu unterliegen ſchien, ſchwur der Geliebte wiederzukommen, todt oder lebendig. Wie man nachher erfuhr, hatte er wirklich vor dem Beginn jeder Schlacht ſeinen Waffengefährten das Verſprechen abgenommen, wenn er fiele, ſeinen Leichnam in die Heimath zu ſeiner Braut zu ſchaffen, damit ſie ihn beweinen könne. Er entging aber glücklich den Gefahren des Krieges und nach der Einnahme von Paris kehrte er, ſobald es ihm möglich war, nach Deutſchland zurück.

Anna, welche zeither mehre Briefe von ihm empfangen hatte, erhielt auch die Nachricht ſeiner Ankunft und ging ihm mit ihrer Mutter entgegen. Sie kamen an den Rhein. Auf dem jenſeitigen Ufer ſtand der Erſehnte im Waffenſchmucke blitzend; ein lauter Freudenruf entfuhr den Liebenden, als ſie ſich erblickten. Anna ſchwenkte ihr Tuch, des Geliebten Hand-

küsse flogen hinüber, er sah sich nach einem Kahne um, denn der Fährmann, welcher ihn übersetzen sollte, zauderte zu kommen. Ein leichter Nachen war am Ufer befestigt; der sehnsuchtsvolle Liebhaber löste ihn und stieg hinein, obgleich der Rhein hoch ging und ein starker Wellenschlag die Ueberfahrt gefährlich machte. Anna wurde ängstlich, sie winkte ab. Der Bräutigam hielt dies für eine Aufmunterung, ruderte rasch, erhob sich im Kahn, freudig hinüberblickend.

Auf einmal — er mußte das Gleichgewicht verloren haben — wankte er, das leichte Fahrzeug schlug um, und er versank in den Strom. Er schien noch den gellenden Schrei Anna's, als die Wellen über ihn zusammenschlugen, zu hören. Die Rettungsversuche der zu Hülfe herbeigerufenen Schiffer waren vergeblich. Man zog ihn todt aus dem Wasser. Daß der Jüngling sehr erhitzt war, als er in den

Strom fiel, mochte seinen Tod herbeigeführt haben.

Wie endlich Anna aus ihrem bewußtlosen Zustand, in den der plötzliche Schrecken sie versetzt hatte, erwachte, lag der Leichnam ihres Brautigams vor ihr. Er war gekommen wie er es versprochen hatte, sie hatte ihn lebendig wieder gesehen, nun konnte sie ihn todt umarmen.

Der Schmerz des unglücklichen Mädchens war so groß, daß man für ihren Verstand fürchtete. Da sie stets in Eitelkeit und Weltleben befangen war, konnte sie sich nicht fassen und suchte in der öden Leere ihres Gemüthes den Trost der Religion. Ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, die Beschäftigung mit göttlichen Dingen stets so versaumt zu haben. In ihrem Zammer suchte sie am Krankenbette den Zuspruch eines jungen Vicarius, der in ihrem

Geburtsorte lebte und deſſen apoſtoliſchen Feuereifer ſie ſehr rühmen hörte.

Dieſer war ein Anhänger des graſſeſten Myſticismus, ein wahrer Hammer des Geſetzes, ein Mann von eiſernem Charakter und unerſchütterlicher Glaubensfreudigkeit. Doch war ſein Ausſehen etwas abſchreckend. Er war hager, von blaßgelber Geſichtsfarbe, die Haare hingen glatt und geſcheitelt herunter, das Geſicht hatte herbe Züge, die Augen leuchteten beſtändig und ſchauten immer zur Erde, oft aber blickten ſie in ſo raſchem Aufſchlagen, daß Augenbrauen und Stirn ſich zurückzog, in die Höhe; ſeine Haltung war gerade, aber der Kopf geſenkt, der ſchwarze Talar hing ſchlotternd um den langen Körper, die Hände, waren dürre und bogen ſich, wann er predigte, wie bei einem Gerippe, hin und her.

Anna fand in ſeinen Geſprächen Troſt und Beruhigung, ſie gab ſich ganz ſeiner Lei-

tung hin, hörte alle Vorwürfe über ihr vergangenes, ſündiges Leben mit Geduld an, legte einen Schmuck nach dem andern ab, verbrannte ein weltliches Buch nach dem andern und barg eine Locke nach der andern ihres dunklen Haupthaars hinter dem einfachen Herrnhuther Häubchen.

Die ſchnelle Umwandlung des Mädchens war allen ein Räthſel. Der Vicarius aber bewieß ihr, daß nur die gänzliche Hingabe an die erlöſende Gnade des Heilandes ihr durch deſſen für ſie vergoſſenes Blut eine neue Reinigung verleihen könne, die größere Kraft habe, als ihre Taufe und Confirmation, und gewann an ihr die frömmſte Schülerin. Die Wiedergeburt kam bei Anna zum Durchbruch. Sie weinte immer ſehr viel und ſprach ſtets von ihrer Sündenmenge, und wie ſie oft im eifrigen Gebete Gott bitte, auch ihren verſtorbenen Bräutigam in Gnaden anzunehmen.

Es iſt ſeitdem eine Reihe von vielen Jahren verſtrichen. Anna iſt älter geworden und hat ſtets jede Hoffnung, durch irdiſche Liebe glücklich zu werden, aufgegeben. Sie liebt nur ihren Seelenbräutigam. Ihre Sanftmuth, ihre Gemüthsruhe, ihre zuvorkommende Freundlichkeit macht ſie bei Jedermann beliebt, und wer die hohe Freudigkeit ihres innern Weſens erkennt, wie ſie hier ſchon dem Himmel angehört, und alles Irdiſche gleichgültig betrachtend, ſchon in der Ewigkeit zu leben ſcheint, muß geſtehen, daß jede Art von Heuchelei ihr fern iſt, daß ihr Geſicht der Spiegel des reinſten Gottesbewußtſeyns iſt. Man möchte ſie um das ſtille Glück ihres Seelenfriedens beneiden.

Solch ein Glück iſt wohl Jedem zu wünſchen, ob aber auch dieſe Anſchauung und Richtung des äußeren Lebens? Ja iſt dieſe wohl bei Allen möglich?

Wie nur manche Menſchen das Chriſtenthum wenig leiden können und es immerdar anfeinden. Manchem ſcheint es eine traurige Religion, die den heitern Glanz bei Lebensblüthen verderben laſſe; aber iſt nicht das die höchſte Freude, die nicht auſſer uns, ſondern in uns wohnt, in deren Lichte wir Alles, was nur das Gepräge einer höhern Vollkommenheit in ſich trägt, mit Entzücken betrachten können. Den Andern verlangt es zu viel, ein Vorwurf, der ſo alt iſt als das Chriſtenthum ſelber. Aber iſt nicht das ſinnliche Leben in ſeiner fortſchreitenden Steigerung aller Begierden eine wahre Tantalusqual? Was iſt beglückender, der ſtete Krieg des Menſchen mit ſich ſelbſt und mit ſeines Gleichen, oder der innere Friede der aus der Eintracht mit ſich ſelbſt und der Uebereinſtimmung des eigenen Willens mit dem Willen der ewigen

Weisheit quillt? Wieder Andern iſt das Chriſtenthum zu niedrig, zu armſelig, zu demüthig. Sie begreifen bei dem Eigendünkel des ſtolzen Herzens nicht, daß ſtets die größten Ereigniſſe den kleinſten Anfang genommen haben, daß aber in dem milden Entgegenkommen des Chriſtenthums auch gegen den Niedrigſten und Aermſten, ſeine höchſte Herrlichkeit und weltbeglückende Kraft ſich offenbart.

Doch es iſt überhaupt leicht, eine Sache zu bekämpfen deren Wirkungen vielleicht die Mittel ſind, mit denen man ſtreitet; es iſt leicht, mit Gott fertig zu werden, wenn man täglich die größten Beweiſe ſeiner immerwährenden Liebe zu den Menſchen erhält.

Es iſt mir heute ein neues, merkwürdiges Buch in die Hände gefallen, das Leben Jeſu von Strauß, ein dicker Band, dem noch ein zweiter folgen ſoll. Der Verfaſſer ſcheint es, kann viel ſagen über das, was nicht iſt, denn er bezweifelt und läugnet die ganze Wahrheit der evangeliſchen Geſchichte. Der geſammte Inhalt derſelben ſoll aus Mythen beſtehen. Unſre Religion, unſre Kirche, unſer Cultus auf Mythen gegründet! — ein Gedanke, bei dem alle Fibern des Geiſtes zucken. Jetzt iſt man wohl auf den höchſten Punkt der kritiſchen Forſchung gekommen, den zu erſteigen dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten war: früher hat man die evangeliſche Geſchichte verläſtert und verlacht, dann ſie bezweifelt und verkleinert, endlich ganz natürlich erklärt, jetzt wird ſie für mythiſch, für Sage und Dichtung, ausgegeben und

damit ist der ganze Christus aus der Kirche gejagt. Das passt recht in unsere Zeit, in der Heine sagt, das Christenthum sey eine überspannte Idee der Menschheit aus ihrem Jugendalter, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre mache.

Ich werde Viktor an sein Versprechen erinnern, mir seine Ansichten über Religion und Christenthum und andere geistige Interessen, besonders über die junge Literatur mit ihren verneinenden, zerstörenden Richtungen mitzutheilen.

Das Christenthum lehrt, daß Gott Mensch geworden sey. Fragen wir hier: wie? so können wir das nimmermehr beantworten. Genug, wenn wir nur wissen: warum? Dann können wir auch das höchste Geheimniß der Offenbarung, die Lehre von der Versöhnung, begreifen; diese hängt mit der Anerkennung der Göttlichkeit Christi genau zusammen, denn nimmermehr konnte ein bloßer Mensch dem abgefallenen Geschlechte die Begnadigung Gottes verschaffen. Die Göttlichkeit Jesu läßt sich leicht einsehen, wenn man nur seinen eignen Aussprüchen eine genaue Aufmerksamkeit widmen will; viele sind zwar bildlich, aber in allen ist doch die Idee einer reinhimmlischen Abkunft und einer fortdauernden Gemeinschaft mit der übersinnlichen Welt bestimmt ausgesprochen. Ich glaube der ganze Begriff Offenbarung fällt, wenn man

dies nicht feſthält, denn jene wurde zur mittelbaren, ja zur blos menſchlichen herabſinken. Man könnte auch ſagen, nur deswegen würde das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit enthüllt, damit wir erkennen, wie es möglich iſt, daß Gott ſich ſelbſt durch ſich ſelbſt offenbaren könne. Es iſt der höchſte Triumph der menſchlichen Natur, daß ſie das Gewand des Sohnes Gottes wurde, und Chriſtus im Fleiſch erſchien; denn indem das geoffenbarte Wort gleichſam perſonificirt da ſtand, konnte es am kräftig wirkſamſten mitgetheilt werden. Die abſtrakten Wahrheiten allein würden uns nicht ſo ergreifen, als die leibhaftige Anſchauung, die wir durch die Vorſtellung uns verſchaffen können. So armſelig als Kind mußte Gottes Sohn erſcheinen, ſo verachtet als Verbrecher mußte er ſterben um in den menſchlichen Zuſtänden uns allen ganz nahe zu treten, und nur zu erkennen zu geben,

daß er für uns geboren und geſtorben iſt, daher hat er ſein Leben nicht für ſich allein und für ſeine Zeitgenoſſen gelebt, ſondern für eine Welt. Seder in Chriſto die Einheit von Geiſt und Fleiſch und in ſeinem Wirken ein Leben und Handeln im Göttlichen, einen Gottesdienſt für die Wahrheit und die menſchliche Glückſeligkeit, gleich wie im Abendmahl die irdiſche Speiſe Brod und Wein als das verkörperte höchſte, tiefſte Wort des Heils und der Heiligung, Licht und Flamme des himmliſchen Lebens für die Seele wird.

Meine Krankheit hat zugenommen, gestern litt ich sogar am Bluthusten. Ich kann wenig mehr schreiben, doch ist ein Brief von Viktor angekommen, der mir eine wahre Erquickung bereitet hat; er schickte mir zugleich Mittheilungen aus seinem eigenen Tagebuch und die versprochenen Geständnisse. Ich werde sie mit Eifer lesen.

Geſtändniſſe

über

Religion und Chriſtenthum
Philoſophie und Literatur.

Religion ist Erkenntniß des Göttlichen. Sie ist in ihrem Beginnen Ahnung, in ihrer Blüthe Glaube, in ihrer Vollendung Leben. Wir glauben an Gott, weil wir ihn fühlen, wir fühlen ihn, weil wir ihn denken, wir denken ihn, weil er sich geoffenbart hat. Er ist in der Welt, aber die Welt ist nicht er selber. Daraus folgt in progressiver Entwickelung dreierlei: göttliche Offenbarung aller religiösen Ideen, absoluter Widerspruch des rein Menschlichen und rein Göttlichen, fortschreitende Durchdringung des Lebens von der Religion.

Den Begriff der Offenbarung bestimmen wir als die Mittheilung des neuen religiösen Lebenselementes durch ausserordentliche Ein-

wirkung Gottes auf die endliche Welt. Sie iſt natürlich und übernatürlich zugleich, denn nur nach Maßgabe des betrachtenden Subjekts oder nach dem Standpunkte, von dem man ausgeht — vom menſchlichen, oder vom göttlichem — bildet ſich dieſe Unterſcheidung, die ſich weder bei Jeſu, noch bei den Apoſteln findet. Man könnte die Mittheilung der höhern Wahrheit durch die Sendung des Sohnes die zweite Schöpfung oder das Sichſelbſtoffenbarmachen Gottes nennen. Die Organe Gottes waren Propheten und Apoſtel, die von dem ſchaffenden Weſen des göttlichen Geiſtes angeregt, das ſich in ihnen von Ahnung und dunklem Gefühle bis zum klaren Bewußtſeyn und Schauen ſteigerte, niederſchrieben, was, wie man gewöhnlich ſagt, der Geiſt Gottes ihnen eingab. Da ſich der keimende Gedanke in ſeinem Aufblühen gleich zu Worten geſtaltet, ſo konnte man dieſes Eingeben auch

auf dieſe ausdehnen, aber es iſt noch Niemanden eingefallen, Gott zum Mitſchuldigen aller der Solöcismen und incorrekten Conſtruktionen zu machen, welche ſich in der Bibel finden. Das Wirken Gottes an ſich iſt ein ewiges, ſich überall gleiches, aber die innere Wahrheit des Chriſtenthums treibt uns an, dieſes ſelbſt in eine unmittelbare Beziehung zu der Wirkſamkeit Gottes zu ſetzen, denn die neue Religion iſt ſo durch die ganze vorausgegangene geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit bedingt, ſie vereinigt ſo herrlich Göttliches und Menſchliches in einem und demſelben Urquell, der im Evangelio ſich geoffenbart hat, ſie ſchließt ſich ſo gut an die tiefſten Bedürfniſſe des Menſchengeiſtes an, daß die Mittheilung einer höheren göttlichen Weisheit ebenſo natürlich, als nothwendig erſcheint. Die Sehnſucht nach überirdiſcher Erkenntniß hat ſich in der religiöſen Anſchauung aller Völker

ausgesprochen — so singt der große Dichter Sophokles:

»Wenn nicht die Götter selbst das Göttliche enthüllen,
Magst du das All durchspähn — du wirst es nicht ergründen; « —

aber sie sind, sobald sie von ihrer naiven, sinnlichen Naturanschauung abwichen, auf die abgeschmackteste Confundirung des Göttlichen und Menschlichen verfallen. Wie es aber niemals eine absolute Lüge gegeben hat, die lange hindurch Geltung gehabt hätte, da das Licht der Wahrheit leicht sich selbst Bahn bricht, so hat sich auch durch alle religiösen Erscheinungen eine gewisse zu Grunde liegende Offenbarung hindurchgezogen, nämlich die Idee von der unleugbaren Verbindung des menschlichen Geistes mit Gott. Von diesem Standpunkt aus betrachte ich alle Religionen, so gewinnen sie einen innern Zusammenhang. Der Gedanke eines Göttlichen im Menschlichen ist der Ty-

pus aller Formen, welche dem religiösen Gebiete angehören. So ist im Heidenthum — wenigstens im antiken Hellenismus — das Schöne der Durchstrahlungspunkt des Göttlichen, im Judenthum das Gute, im Christenthum das Heilige; das erste eine Religion der Phantasie, das zweite eine Religion der Vernunft, das dritte eine Religion des Geistes. Im Christenthum ist aber das Schöne und Gute, Phantasie und Vernunft vereinigt, es kann also keine höhere Religion mehr erscheinen; die Gottheit hat gleichsam ihre Bahn um die Welt vollendet, als sie zuerst Marmor, dann Fleisch, und endlich Geist geworden ist. Die Erwartung einer bessern Zeit, das Herausgebären des herrlichen zukünftigen Zustandes der Welt kann nur an das Christenthum sich knüpfen und nur aus dem lebendig machenden Geiste desselben kommen; nicht etwa aus der Erscheinung eines zweiten Messias. Gott

ist als Vater, Sohn und Geist schon geoffenbaret, der welcher uns in die Wahrheit führet ist schon gekommen; es gilt nur ihn selbst noch zu erkennen und uns anzueignen.

Das Heidenthum mußte dem Monotheismus gegenüber fallen, es hatte sich schon ausgelebt, selbst als noch Julian dasselbe unter der Gestalt des lebendig glänzenden, poetischen Hellenismus in Vermengung mit der neuplatonischen Philosophie festhalten wollte. Und gegen sich selbst konnte das Heidenthum tolerant seyn, die Schicksale des jüdischen Volkes unter allen seinen heidnischen Eroberern und Herrschern zeigen, welch' ein Dorn im Auge diesen die Verehrung eines einzigen Gottes war. Zwar kämpfte das Heidenthum nie für seine Existenz, weil es dieß nicht nöthig hatte, aber es kämpfte doch gegen das Eindringen fremder Culte, als die allgemeine religiöse Abspannung des römischen Volkes den eignen

Gottesdienſt, deſſen mechaniſches Formelweſen ſelbſt die geiſt- und gemüthloſeſten ſeiner Bekenner nicht befriedigte, durch Aufnahme fremdartiger Elemente wieder intereſſant machen wollte. Die ganze vorchriſtliche Zeit enthält als eine vorbereitende, die äußerlichen und innerlichen Bedingungen, welche zur Anknüpfung und Gründung einer neuen geiſtigen Welt nothwendig waren. Die wirkliche poſitive Vorbereitung aber lag im Judenthum. Das iſraelitiſche Volk wurde von der Vorſehung durch ſtufenweiſe Leitung in einer höhern Wahrheit ſo weit geführt, daß es würdig war, in ſeiner Mitte den Zielpunkt aller religiöſen Ahnungen der alten Welt, das Licht der göttlichen Offenbarung, in Menſchengeſtalt auftreten zu ſehen. Das Judenthum hatte ſomit ſeinen Zweck erfüllt; es trat wirklich bald als Staat vom Schauplatze der Geſchichte ab, und ob es gleich in ſeinem jetzi-

gen ſporadiſchen Zuſtand noch fortdauert, ſo iſt es doch durch kein äußeres Band mehr zuſammengehalten.

Der Meſſias erſchien alſo in Judäa. Nicht unvermittelt, ſondern vermittelt ſchon durch die meſſianiſchen Weiſſagungen, wollte man ſie auch nur als die durch das Selbſtgefühl oder die Eitelkeit des jüdiſchen Volkes hervorgerufene particulariſtiſche Darſtellung der allgemeinen Hoffnung der Menſchen auf beſſere Zeiten, betrachten, beſonders aber durch die Geburt des Göttlichen zum Menſchlichen aus der Jungfrau Maria, deren jungfräuliche Unbewußtheit das ſchöpferiſche Wort im geheiligten Schooße empfing und die poſitive neue Menſchheit vermittelte, welche die Grundlage einer neuen Weltentwicklung wurde. Selbſt die Bildung Jeſu war eine vermittelnde Stufenfolge. Er lernte, er lebte unter dem iſraelitiſchen Geſetz und an der Erkennung

seiner Zeit und den hohen Erwartungen seines Volkes bildete sich, neben den selbstständigen Entschlüssen, das Bewußtseyn des unmittelbaren, zum Höchsten berufenen göttlichen Geistes heran, der endlich in der ganzen Fülle der Gottheit von seinem ersten Auftreten an ihn begleitete, doch nie das Menschliche ganz niederschlug, ja dasselbe, wie bei seinem Eintritt in das Leben, so auch bei seinem Austritt aus demselben am meisten hervortreten ließ. Durch seine Wundergabe, die wiederum nicht unvermittelt, das heißt, als reine Zauberkraft hervortritt, sondern bald an äussere Dinge, bald an einen besondern von seinen Zeitgenossen unbegriffenen Zusammenhang der Natur mit der Offenbarung sich anschloß, verschaffte er sich Glauben; durch die Mittheilung einer reinen, universellen Moral, welche statt der kalten, pflichtmäßigen Gesetzlichkeit, die heitere Freudigkeit einer lebendigen

Gottesliebe brachte, bewirkte er die Lauterung und Umgestaltung der Gemüther. Seine Lehren überhaupt nahmen einen progressiven Gang von den einfachsten ethischen Sätzen (Bergpredigt) zu der Bestätigung mancher nicht allgemein oder nur in dunklen Ahnungen begriffener Lehren, bis zu den Mittheilungen über den eigentlichen Zweck seiner Sendung, über sein eignes Wesen, über sein Verhältniß zu Gott und der Welt, wie er sie gegen das Ende seines Lebens gab. Als dieses selbst da war, riß sich unter schmerzvollen Zuckungen das Göttliche vom Menschlichen los, und kehrte dahin zurück, wo es vom Anfange an gewesen war. In dem sterbenden Jesu ist der friedvolle Himmel und die schmerzenreiche Erde vereinigt, indem der, welcher keine Sünde kannte, wie ein Sünder litt, und so den kräftigsten Aufruf an Verstand und Gefühl der Menschen ergehen ließ, den großen

Gegenſatz des menſchlichen Gemüthes und des göttlichen Weſens durch den Glauben an die Fülle, und Kraft jener Liebe zu dem menſchlichen Geſchlechte, in ſich auszugleichen.

Wird das Leben Jeſu ſo betrachtet, ſo fällt von ſelbſt jedes Accommodiren und Adoptiren theokratiſcher und politiſcher Ideen, jedes falſche Berechnen und unklare Handeln, das man ihm andichtet. Die höhere Bedeutung der ganzen Erſcheinung Chriſti, wie der Einzelnheiten ſeines Lebens, dieſer hiſtoriſchen Typen für die Menſchheit mit ihren tiefen ſittlichen Wirkungen, hat die Autorität der größten und wohlthätigſten Anſtalt der Welt für ſich. Ich meine die Kirche. Hatte dieſe je aus der verunglückten Revolution eines Schwärmers entſtehen können? Nur der Unverſtand kann Wirkung und Urſache trennen. Kein anderer, als der Meſſias konnte eine

Kirche gründen, und Jesus ist eben deswegen der Messias, weil er das gethan hat.

Seine Schüler schilderten in schlichter Einfalt die Persönlichkeit ihres Lehrers, sein ganzes Leben und Wirken, mit der individuellen Färbung ihrer Anschauungsweise. Ihre Bildung war die Durchschnittsintelligenz ihrer Zeit. Sie besaßen ein empfängliches Gemüth und einen klaren Verstand, der sich nie täuschen ließ, und hatten sonach die Fähigkeit, eine Begebenheit zu verstehen, die selbst erst nach ihrer abgeschlossenen Geschichte sich ihnen völlig kund gab. So entstanden ihre Schriften, welche die Kirche zum Kanon erhob. Die Apostel schrieben nicht für eine Grundlage der Kirche, aber eben weil sie diese Absicht nicht hatten, mußten sie in ihrer reinen Redlichkeit den meisten Glauben finden; wie denn ihre Glaubwürdigkeit, wäre sie nicht durch äußere Zeugnisse bestätigt, mehr eine innere

ist. Wer eine widerspruchslose, offene Darstellung vermißt, der bedenke, daß die Apostel keine Diplomaten waren.

Die innere Wahrheit der Bibel erschließt sich Jedem, der sie aufmerksam ließt. Als ich noch in allen Wissenschaften froh genießend hin und her schwankte, war es zuerst die Geschichte, welche mich festhielt und mir die tiefe Offenbarung des Gottesgeistes in den Schicksalen der Völker erkennen ließ; dann las ich die Bibel, und als ich in ihren Geheimnissen, die nach und nach sich meinem Forschen erschloßen, die Wahrheit des Willens und der That mir gebildet hatte, fand ich den Einigungspunkt des verworrenen menschlichen Strebens, den Grundton, in dem alle meine Empfindungen und Gefühle fortwährend erklangen. Nun war meine Bildung fertig; denn das rein Menschliche eignete ich mir gesichert vor

allem Schwanken durch den innern Schwerpunkt um so leichter an.

Die tiefe Erhabenheit und Herrlichkeit der christlichen Religion zeigt sich am meisten in ihrer Verbreitung. Nach dem Tode des Stifters begann die neue Religion ihre Wandlung über die Welt, von Osten nach Westen, mit der Friedenspalme in der Hand, die sich aber oft in ein Schwert verwandelte. Die große imponirende Gewalt des Christenthums liegt in seiner Ausdehnung, ihm allein ist wirklich die Cultur Europa's zuzuschreiben. Denn nachdem die Cultur der alten Welt abgeschlossen ist, tritt eine neue Periode ein, in der die Bildung immer Hand in Hand mit dem Christenthume geht. Dies lehrt die ganze Geschichte; immer sind die christlichen Völker die cultivirtesten gewesen, selbst die Cultur des Muhamedanismus war einst nur eine vorübergehende. Der Grund dieser Erscheinung liegt

in der Verbreitungsweise der Religion. Der Paganismus hat nie eine Ausbreitung gewinnen können, da er nur in nationaler Abgeschlossenheit sich entwickelte, daher zu Missionen gar nicht berufen war; der Mahamedanismus knüpfte seine Mission an die Fahne des Propheten, nur wo sein Halbmond winkte, herrschte er, die Gemüther eines fremden Volkes hat er nie an sich gezogen; das Christenthum, welches nie eine rein nationale Anschauungsweise des Göttlichen gewesen, sondern die absolute Wahrheit und Erkenntniß selbst ist, die durch Geist zu Geist spricht, siegt nur durch das Wort seiner Predigten, es bringt eine geistige Revolution, keine bürgerliche. Der blutige Faden, welcher sich durch seine Geschichte zieht, geht unvermerkt in einen goldenen über, der ein himmlisches Band um seine Bekenner in allen Welttheilen schlingt. Jene blutigen Kampfe, in denen man das göttliche

Wort mit des Schwertes Spitze den Völkern eingrub, war nun der Todesstoß, welchen die Nemesis dem Heidenthum versetzte; dieses selbst hat unendlich mehr am Christenthum verschuldet.

Im Mittelalter seien die Begriffe, Religion, Christenthum, Kirche, in Eins zusammen. Die reine, ungetrennte, allgemeine christliche Kirche war die despotische Alleinherrscherin in einem weiten Bereich geworden. Nie aber hat das Christenthum selbst in seinen äußersten Formen aufgehört, seine beglückende Wirkung zu zeigen. Es concentrirte sich in ihm das ganze damalige Denken und Wissen, die Philosophie wurde ihm dienstbar und alle Erscheinungen der Zeit mußten dazu beitragen, ihm einen Glanz zu verleihen, der zu seiner Ausbreitung ungemein förderlich war. Das Christenthum war ein großer Baum geworden, der die mannichfachsten Blüthen trieb, neben

mancherlei Auswüchsen; dergleichen konnten auch, seitdem es durch die außerordentliche Ausbreitung so vielfache Elemente in sich aufgenommen hatte, nicht fehlen. Es ist aber abgeschmackt, das reine gediegene Christenthum — mochte es immerhin in dieser Zeit selten vorkommen — für manche trübe Erscheinungen verantwortlich zu machen, und in den Inquisitionsgerichten, den Religionskriegen, dem Mönchsthum, ja selbst im Ablaßhandel, die consequenten Ausflüsse des wahren christlichen Geistes finden zu wollen, und es darum zu verlästern.

Die Reformation sollte dem eingerissenen Unwesen ein Ende machen. Die Nägel, mit welchen Luther seine 95 Thesen anschlug, fuhren dem Katholicismus durch Mark und Bein. Die Kirche war mit den neu erwachten Wissenschaften in Conflikt gerathen, und was den Planen und Versuchen ganzer Versamm-

lungen nicht gelingen wollte, gelang jetzt einem Einzigen, eben weil er das Organ seiner Zeit war. Alles geschah in der Reformation für Wahrheit und Wissenschaft. Ihr Einfluß auf die ganze Bildung des zukünftigen Geschlechtes war damals unberechbar. Unsre ganze Bildung datirt sich von Luthers erstem Auftreten her. Indem man auf das reine Evangelium zurückging, gestaltete sich der Begriff: biblisches Christenthum, der ein neuer war und in welchem zugleich der des Protestantismus enthalten lag, als der lautern Lehre, die sich jetzt allein auf die Bibel gründete. So war man denn nach einer Jahrhunderte langen Durchgangsperiode wieder dahin gekommen, von wo man ausgegangen war.

Der Begriff Kirche wurde gefaßt, wie ihn die Apostel gefaßt hatten, und die freie Gestaltung desselben zu einer Vereinigung ver-

schiedener einzelner Landeskirchen ist die Frucht des neuerwachten wissenschaftlichen Geistes und christlichen Lebens. Alle Hierarchie im Allgemeinen wurde dadurch vermieden, wenn gleich ein Einzelner, wo die subjektive Ansicht sich geltend machen konnte, mancher Geistliche wie auch jetzt noch, sagen mochte: l'eglise c'est moi! Als im 18. Jahrhundert die Vernunft ihre Mündigkeit erlangt zu haben behauptete, und von Philosophie und Aufklärung getragen, mit dem Christenthum in Gegensatz trat, entstand durch den Mißverstand der Zeitgenossen ein heterodoxes und orthodoxes Christenthum. Der Kampf beider löste sich in den des Rationalismus und Supernaturalismus auf, Gegensätze, welche im menschlichen Bewußtseyn gegründet sind, und nur da gefährlich werden, wo sie in schroffe Extreme übergehen, und aufhören sich wechselsweise zu ergänzen. Man stritt über

das Menschliche und Göttliche im Menschen, dessen Einigungspunkt, das wahre innere Selbst man nicht finden konnte, sondern immer das eine durch das andere zerstörte.

Die neu erwachte Philosophie mußte auf das Christenthum den bedeutendsten Einfluß ausüben. Denn wie die Philosophie das vermittelnde Organ zwischen Geist und Welt ist, so liegt das Christenthum auch in beiden, indem es das Reich Gottes und das Reich der Welt zugleich umfaßt.

Die Philosophie konnte erst da wirkliche Wissenschaft werden, als sie sich selbst emancipirte. Sie stand bis auf die Zeiten der Reformation in der Kirche und daher ist die Philosophie der Scholastiker, die es mit der Kirche und der Theologie nie verderben durfte, bald ein Ineinanderwirren unverständlicher Begriffe, die wie Irrlichter auf öder Haide auf und niedertauchen, bald eine bloße

Einkleidung christlicher Ideen in platonische und aristotelische Formeln, die wie abgenutzte Kleider für die neuen Gedanken nicht recht passen wollen. Sobald die Philosophie ihre Fesseln sprengte, mußte sie in Gegensatz mit dem Christenthum treten, dafür schaffte sie sich eine eigene Religion, das heißt: sie bildete den reinen Pantheismus, indem sie die Ursache und Wirkung, die Substanz und Materie, Göttliches und Menschliches confundirte. Spinoza ist der Gründer dieser Philosophie, die mit einem tragischen Fatalismus schließt.

Die Extreme blieben nicht aus. Kants Kriticismus trennte Subjekt und Objekt scharf von einander, den Schöpfer vom Geschöpf. Er riß den Gott, welchen Spinoza in die Welt gestellt hatte, wieder heraus und gab dafür den Menschen die Moral des Indeterminismus oder die sittliche Freiheit. Das Unbefriedigende dieser Philosophie war, daß

ste die Nothwendigkeit Gottes und seiner Offenbarung anerkannte, aber die Wirklichkeit derselben nicht beweisen mochte. Den entstandenen Widerspruch jener Moral ohne Gott sollte die moralische Weltordnung Fichte's ausgleichen, aber seine Ich-Ich Philosophie, dieser nebelhafte Idealismus, ließ das innere Gemüth kalt. Schelling, der das Göttliche den Entwicklungsproceß der Welt durchmachen ließ, setzte die Philosophie wieder in das Christenthum, oder vielmehr dieses in jene ein, daher alle christlichen Ideen bei ihm die vollkommenste Rechtfertigung finden. Hegel, der moderne Scholastiker, hat Christenthum und Philosophie mit dem eisernen Gesetze logischer Nothwendigkeit zu einem Ganzen zu verbinden gesucht, aber er ließ von dem Christenthum nur gelten, was ihm beliebte. Seine Speculation geht noch über dieses hinaus auf die höchste Spitze, von der herab man auch das

Christenthum übersehen kann, freilich nur unsicher, weil einem auf jener Höhe leicht ein Schwindel ankommt. Diese moderne Philosophie der Dialektik geht damit um, alles Individuelle zu zerstören; ihr ist nur die Substanz das Ewige, die Persönlichkeit des Geistes nur gegründet in der Allgemeinheit des Denkens. Wer sieht aber nicht, daß hier, wie ein Pantheismus, alle Subjektivität in dem ihr entgegengesetzten absoluten Geiste aufgeht, und daß auch die Idee der Unsterblichkeit als einer persönlichen Fortdauer des Individuums gänzlich verneint wird, da das Individuum nur eine vorübergehende Erscheinung, eine Durchgangsstufe des objektiven Geistes ist.

Aber auch mit diesem Systeme wird der Kreislauf der Philosophie nicht abgeschlossen seyn. Ich glaube, daß noch ein größerer Meister kommen wird, der Christenthum und Philosophie aufs Herrlichste wird vereinigen

können, oder man müßte jede Hoffnung auf Vereinigung beider aufgeben und das dem kindlichen Glauben überlassen, was dem grübelnden Verstand nie gelingen wird. Hegel selbst hat nie geleugnet, daß seine Methode noch vieler Vervollkommnung und Durchbildung im Einzelnen fähig sey, aber er hielt sie doch auch für die einzig wahrhafte, und mußte nur bedauern, daß er von seinen Schülern so wenig verstanden wurde. In der That werden die entgegengesetztesten Ansichten von diesen in sein System hineingetragen, was bei der Unverständlichkeit und dem Mangel an sondernder Schärfe, so daß da, wo man am klarsten seyn sollte, die verschiedensten Auffassungen möglich sind, nicht ausbleiben kann.

Die Philosophie hat jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur gewonnen, sie rivalisirt auf diesem Gebiete mit dem Christenthum. Wie das seit zwanzig Jahren neu er-

wachte christliche Leben in seiner ruhigen Entwickelung auch mancherlei Verirrungen durch Partikularismus und Fanatismus hervorgebracht hat: so hat auch die Philosophie — freilich nicht die wahre — durch Hülfe einzelner falscher Propheten erobernd und zerstörend auf die christliche Religion gewirkt, und nachzuweisen gesucht, wie die neueste Zeit, als eine rein politische und materielle dieselbe ganz verschlingen müsse. Die letztere Erscheinung tauchte besonders in Frankreich auf.

Hier hatte sich die Revolution auf das Christenthum geworfen, und wollte eine Republik gründen, die alle Elemente der ersten christlichen Zeit in sich tragen sollte. Nur die barocke Einfalt der St. Simonisten konnte es versuchen, die himmlische Seligkeit schon auf Erden zu etabliren und philosophische Begriffe, die sie nicht verstanden, ins Leben einzuführen. Lamennais' gläubige Worte sollten

das Volk gegen die ganze bestehende Gesellschaftsform, gegen den Monarchismus, anzuregen, um das Christenthum eine Art Julirevolution durchmachen zu lassen, aus der es in reiner Verklärung, weltbeglückend hervorginge. Die Université Catholique wollte die noch wenigen Reste eines formellen Cultus, gleichviel welcher Sekten fester consistiren, um den schon von den Meisten aufgegebenen Katholicismus, der, nachdem er seinen Zweck, die Menschheit zu erziehen, erfüllt habe, nichts mehr tauge, zu restauriren. Auch der Abbé Chatel speculirte auf die Neuigkeitssucht des Publikums, als er denselben Gott zugänglicher machen wollte, den Cultus vereinfachte, und das Lateinische übersetzte. Aber das französische Volk, das der Mehrheit nach, wenig Gottesdienst ausübt und nur bei seinem Eingang und Ausgang im Leben kirchliche Formen um sich sieht, konnte sich von den Fesseln des Sensua-

lismus nimmer losmachen und kann immer wieder auf den Pantheismus zurück, den man dem Katholicismus anzupassen suchte. Die mannichfachen in Frankreich ausgesprochenen Ideen fanden in Deutschland viel Anklang. Hier glaubten einige Geister, welche ihre Zeit überflügelten, diese an der Hand des französischen Sensualismus weiter führen zu müssen, und auf einmal litt man an den Symptomen eines negirenden Schwindelgeistes, der dem deutschen Charakter als etwas Neues und Ungewohntes anfangs gar nicht passen wollte. Aber die Gallomanie war stärker als alles Andere.

Diese Gallomanie ist die Erbsünde der deutschen Nation, und wie stets die Leidenschaften der Menschen die Ruthen sind, mit denen sie gezüchtigt werden, so ist auch sie es gewesen, welche das meiste Unglück über unser Land gebracht hat. Sie läßt sich in ihren

verſchiedenen Modificationen bis auf die neueſte Zeit hiſtoriſch verfolgen.

So lange im Mittelalter Deutſchland ſich ſelbſt angehörte, und ſeine eigne Politik befolgte, war es ebenſo ſtark gegen Außen, als im Haſſe und im Herzen frei vom fremden Einfluſſe und fremden Laſtern. Es war eine friſche, fröhliche Frühlingszeit, eine behagliche Gemüthlichkeit, eine heitere Geſittung und doch eine tiefſinnige reine Liebe, ſo lange die Minneſänger in die Welt hinausſangen, ja ſelbſt noch, als der Nürnberger Philiſter Hans Sachs im wiederſtrahlenden Glanze ſeiner Vaterſtadt ſich ſonnend, ſeine geſunden Witze zum Beſten gab. In der Reformation ſchwang der deutſche Genius ſeine Flügel über die damalige europäiſche Cultur und bezeichnete damit den Anfang einer neuen Zeit. Die volksthümliche Entwicklung wurde aber in ihrem, anfangs faſt gewaltſamen Fortſchreiten

durch politische und theologisch-hierarchische Fesseln gehemmt; da kam denn eine trübe Zeit, wo Alles nur am Boden kroch und man sich gegenseitig keinen Platz gönnen wollte, und dreißig Jahre lang einander in den Haaren lag. Dies war das Signal zur Intervention der Nachbarstaaten, und seit der Zeit ist das nächstgelegene Frankreich stets bereit gewesen, mit diesem Mittel uns zu helfen. Die Gallomanie hatte nun Sitz und Stimme im ganzen deutschen Reich. Der nationale Mantel, den man lange genug getragen, war zerfetzt, er wurde zum Trödel geworfen; man holte sich nun alle Bedürfnisse vom gallischen Nachbar und machte sein Vaterland zum Sitz der Erbärmlichkeit: fremde Sprache und fremde Sitte zur Schau tragend, parodirte man sich selbst, und verbarg seine Geistesarmuth in Pedanterie, seinen Leichtsinn in affektirte Galanterie, seine Rohheit in krie-

chende Schmeichelei. Lange dauerte dieſe Zeit; der Zuſtand ſelbſt hatte noch nicht ſein Ende erreicht, als das Nachbarland in dem Aufraſſen ſeiner Nation den fürchterlichen Stoß zu Wege brachte, in deſſen Schwanken ganz Europa hineingeriſſen wurde. Dieſe Bewegung fiel mit dem Anfang des goldnen Zeitalters in der deutſchen Literatur zuſammen. Die allgemeine Aufregung erklärt den Enthuſiasmus für die neue Freiheit. Jetzt aber war die Lehrzeit für Deutſchland angebrochen, in der es ſeinen galliſchen Nachbar näher kennen lernte; da man ihn im Lande ſelber hatte, ſah Vieles ganz anders aus, als in der Perſpektive. Man machte die Erfahrung, daß die wahre vernünftige Freiheit niemals in einem Volke zu finden ſeyn würde, das im raſchen Wechſel ſeines ſanguiniſchen Temperaments Jedem ſich unterwirft, der ihm zu imponiren und ſeiner Eitelkeit zu fröhnen weiß.

Die neueste französische Revolution hat aber auch für Deutschland wohlthätige Folgen gehabt. Es war nicht bloße Nachahmungssucht, daß auch hier — leider unter manchen betrübenden Erscheinungen — ein reges Leben sich zeigte, welches die Grundlagen aller neuen zeitgemäßen Veränderungen bildet; aber die Schwärmerei der deutschen Jugend hatte nun wieder ein weites Feld; der Kobold der Freiheit spuckte noch immer unter allerlei Schwindeleien, und das Land hatte von denen am meisten zu leiden, die es am meisten liebten. Als in dem abscheulichen Frankfurter Attentat diese neue Freiheitsschwärmerei zur Märtyrerin ihrer falschverstandenen Ideen geworden war, hörte die Begeisterung für den Anbruch einer neuen Morgenröthe, welche die ersehnte goldene Zukunft bringen sollte, dennoch nicht auf. Man betete nun den Franzosen nach, die, der Gegenwart

abgewendet, an die Zukunft appellirten. Man hoffte, die deutsche Jugend unter die Fahne einer geistigen Freiheit zu vereinigen, die in allmähliger Umformung der bestehenden Institutionen dem Volke, das man durch Schriften aufklären und reif machen wollte, das goldene Zeitalter der geistigen Freiheit bringen sollte. Es bildete sich nach und nach eine Coterie verwandter Geister, die rasch und keck auftauchten, als der Dichter Heinrich Heine von Frankreich aus zu den neuen Ideen die ersten Worte geliehen hatte. Um sich gleich vornherein Bahn zu machen, wurde die christliche Religion unter die Reihe der abgelebten Dinge gestellt; ihr nach folgte die Moral und die Ehe, die beide, wie sie sind, mit jener stehen und fallen mußten. An die Stelle des Christenthums sollte die Religion des Sensualismus oder die Wiederherstellung des Fleisches treten, an die Stelle der Moral die Aesthetik,

an die Stelle der Ehe die Wahlumarmung. Die verschiedenen Talente bearbeiteten diese Aufgabe auch von verschiedenem Standpunkte aus und in verschiedener Art. Der andere Weg war, durch die Beurtheilung der größten Geister aller, insbesondere aber der philosophischen, theologischen und belletristischen Wissenschaften, dem Volke zu zeigen, wie wenig es Ursache habe, seine höchsten geistigen Interessen in solche Hände zu legen und aus solchen zu empfangen. Dazu stellte man sich aber nicht auf den unmittelbaren Standpunkt einer wahren, humanen Kritik, sondern man behandelte Alles en bagatelle, urtheilte mit Witz, wo man sich nicht in die Tiefe stürzen konnte, suchte mit hämischer Verläumdungssucht Persönlichkeiten auf, und zerrte an dem Talar der Gelehrten, bis diese vor dem Publikum in einer lächerlichen Situation dastanden, worauf man in die Hände klatschte und sich

kindisch freute. Ein besseres Gefühl konnte in denen nicht aufkommen, die sich selbst von aller Treue und Dankbarkeit losgesagt hatten.

Ich habe oben Heinrich Heine genannt. Bei diesem Namen überläuft es mich kalt; ich kann einer wehmüthigen Erinnerung nicht los werden, denn ich bin nie schlimmer getäuscht worden, als bei diesem Dichter, den ich zwischen Friedrich Rückert und Hoffmann von Fallersleben stelle. Es war ein schöner Klang, den Heine mit seinen Frühlingsliedern in die Welt sandte. Einem solchen Sänger hatte Deutschland lange nicht gelauscht, Alle horchten und ein wogendes Gefühl von träumerischer Liebe durchbebte die Hörer, Alle gewannen Leben in der jungen Natur. Und der tiefe Schmerz, der nur manchmal in fieberhaftem Wehe aufzuckte, durchströmte Alle mit einer schauerlichen Wol-

luſt, die in der Liebe nicht ſüßer war, als im Leide. Da kam aber ſchon die Schlange unter den Roſen zum Vorſchein. Heine lachte die Leute aus, als ſie über ihn weinten. Er koketirte noch ſtärker mit ſeinem Schmerze, an den er ſich gewöhnt hat, wie an ſein beſtändiges Kopfweh, ſo daß die Leſer, im ſentimentalen Sichgehenlaſſen aller klaren Empfindung baar und ledig, am Ende nicht mehr wußten, woran ſie waren. Es ſchlich ſich nach und nach der Witz ein, die Ironie und der Humor, die in garſtigen Sprüngen ſich herumjagten; es kam das Kindiſche und Läppiſche, das mit dem Höchſten und Schönſten eben nur ſpielte; es kam das leere Wortgeklingel, das herhalten mußte, wo den Dichter der Gedanke im Stiche ließ — und endlich vereinigte ſich das Alles zu einer nackten Proſa, und der Dichter hatte ſich ſelbſt überlebt. Für Deutſchland war er auch geſtorben.

In Paris aber ſtand nun ein neuer Menſch auf, den die Franzoſen Henri Haine nannten. Nur manchmal noch durchbebte ihn eine Sehnſucht nach der Heimath, nach der deutſchen Erde, nach dem Rhein und ſeinen Sagen, nach den deutſchen Wäldern und ihrer Mährchenwelt, nach dem Volk und ſeinem Geiſte. Es iſt ein kleiner zarter Fleck in Heine's Herzen, der iſt deutſch, um ihn aber hat die Gallomanie die harte Kruſte der Frivolität gebaut. Daher konnte Heine ſich ſo vortrefflich in den franzöſiſchen Geiſt und das Pariſer Leben finden; er vergaß Volk und Vaterland und wurde ſo ganz Franzoſe, daß er gleich einem gebornen Pariſer den Kaiſer Napoleon abgöttiſch verehrte. Wie die Sentimentalität diejenige Empfindung iſt, mit welcher Heine den meiſten Einfluß auf ſeine Leſer übt, ſo iſt es ſeine Frivolität, die ihm die meiſten Feinde gemacht hat, ſeine unſittliche Ironie,

die Alles zuſammenwirft, ſein beißender Humor, der Alles parodirt, der uns oft zum Lächeln zwingt, aber bedauern läßt, daß der Dichter da weder ſittliche Haltung noch wiſſenſchaftlichen Ernſt beſitzt, wo es am nöthigſten wäre. Manchmal wo er auf dem Gebiete der Poeſie weilet, fällt er treffende Urtheile und er kann deutſche Zuſtände gut charakteriſiren, aber ſein Genie hat keinen beſtimmten Centralpunkt, er geht über ſein eigenes Wiſſen hinaus und radotirt über Alles, er hat manches Buch nicht geleſen und urtheilt darüber, er hat die zehn Gebote vergeſſen und ſpricht vom Judenthum und Chriſtenthum.

Daß Heine philoſophirt, iſt ſein Unglück, denn es iſt bei ihm immer der Verſtand welcher ſpricht, das Herz hat keine Stimme. Die leere Abſtraktion aber, die mit Witz niederſchlägt, was ſie im Gefühl nicht will auf-

kommen laſſen, iſt es, welche Heine das Syſtem des Pantheismus zu ſeinem Glauben machen läßt. Da er alle Erſcheinungen der phyſiſchen und moraliſchen Welt nur vom Standpunkt des Materialismus aus betrachtet und jede Qualität auf bloſe Quantität zurückführt, ſo konnte nur die Philoſophie des Spinoza und Fichte ihn anſprechen. Zwiſchen dem Determinismus und Realismus des einen und dem pantheiſtiſchen Idealismus des andern ſchwankte er hin und her. Dabei machte er den ſonderbaren Verſuch, durch ſeichtes Geſchwätz dem Volke die Philoſophie mundgerecht zu machen; er will demſelben die reichen Kornkammern der Wiſſenſchaft aufſperren. Aber die Philoſophie iſt kein Korn, aus dem man dem Volke Brod bäckt, ſie iſt ein Feingebäck, das nicht Jeder vertragen kann.

Der Fluch des tiefen religiöſen Gefühls, der gekränkten deutſchen Nationalität ruht auf

den Produktionen Heine's. Unter sieben Siegel sollte man seine romantische Schule und seinen Salon legen und der Nachwelt nach Jahrhunderten zeigen: so lehrte euch ein Verleugner eurer Gesinnung die tiefsten Geister des Vaterlandes kennen, die höchsten Talente der Literatur beurtheilen; so sprach zu euch ein Proselyt eurer Religion, ein Verächter des Christenthums, ein Lästerer seiner Lehren und Diener — er, der eine Religion des Sensualismus, angenommen im Umgang mit einer euch stets feindlichen Nation, an die er euch verrathen hat, von der Hauptstadt der Frivolität unter euch aufrichten wollte. Er will das Volk belehren, unter dem er lebt, aber es gilt zugleich auch euch, ihr Deutschen! er schreibt in eurer Sprache, die er nothzüchtigt für seinen Geist; glaubt ihm nichts, gar nichts!

Heine war der Chef der neuen sensuali-

ſtiſchen Propaganda, die unter der Firma: »das junge Deutſchland« marktſchreieriſch wie ein neu etablirter Krämer in Deutſchlands Hauptſtädten ſich anſtellig machte. Seine Ideen waren die Münze, mit denen man gegenſeitig zahlte, die deutſchen Journale die Mittel, ſie in den Cours zu bringen. Ein ſehr geachteter Zeitungsredakteur neigte ſich zuerſt zu der neuen Geſellſchaft; er iſt vielleicht der kenntnißreichſte und ein Mann von gediegenem Talent; ſeine Kritik baſirt ſich auf wackere Grundſätze, denen er aber am meiſten untreu wurde; ſchade, daß er die »modernen« das iſt »natürlichen« Zuſtände in ſeinen Schriften oft bis zum Ekel darlegt.

Nannte man nun Heine den Meſſias, ſo mußte ein anderer ſein Schüler werden, der ſeine Lehren poſitiver hinſtellt, und ſyſtematiſcher entwickelt. Dieſes Amt übernahm ein junger Norddeutſcher, der ein Buch geſchrieben

hat, das wissenschaftliche Form und Namen an sich trägt, und ein anderes, in welchem er dem Leser flüchtig seine Gedankenmenagerie, die er auf dem flachen Sandboden seines Geistes weidet, vorführt; es enthält gewissermaßen die praktische Ergänzung des erstern, wüthende Philippiken gegen Alles, was seinem missionarischen Eifer in dem Weg steht.

Der dritte ist durch sein Schicksal am berühmtesten geworden; er ging für seine Lehre in's Gefängniß. Ein literarischer Putzkopf, an dem alle Ideen im modernsten Gewande bunt durcheinander flattern. Er versprach viel zu werden, denn er überflügelte den in der Form gefangenen, flüchtigen Heine, aber er schwur bald zu dessen Fahne, mit der er durch die Gebiete des höhern Wissens seinen mörderischen Streifzug begann. Er ist ein Stückchen von dem Geiste, der stets verneint. Seine Unverschämtheit ist eben so groß, als sein

Geist der sich nie auskennen läßt, sein Witz ebenso kühn, als seine Verwegenheit, sein Inneres ebenso herzlos, kalt und inhuman, wie sein Kopf in den trüben Nebel eines unklaren, oft falschen Wissens gehüllt ist. Und dieser Mensch wollte der Gründer einer bessern Zukunft werden, indem er uns eine poetischere Liebe, eine freiere Literatur, eine menschlichere Religion anbot und mit seinen Schätzen prahlte, mit denen er die ganze Welt aufwiegen könnte. Er versteht weder die Zeit, noch die Menschen, und Geschichte kennt er gar nicht; diese ist ihm nur die Gegenwart, daher er auf dem vielbewegten Gebiete der jetzigen europäischen Politik gut zu Hause ist. Er hat ein kritisches Blatt gründen wollen, das die Aktensammlung der neuen Weltreformation geworden wäre, von der wir allerdings viel zu fürchten gehabt hätten.

Das ist eben das Diabolische, jener de-

magogischen Kritik, daß sie sich nicht auf die Wissenschaft wirft und die Fakultät bekämpft; sie weiß, wie fern ihr diese stehen: daß sie nicht den Gelehrten als solchen angreift, sondern seine Person, daß sie sich an die Masse des Volkes macht, daß sie Romane schreibt und belletristische Werke, wie sie in Paris liederliche Weiber, überspannte Künstler, hungrige Poeten, wahnwitzige Tragiker verfertigen, daß sie in diesen alle Sittlichkeit untergräbt und die christliche Religion mit den Waffen des Witzes und der Ironie bekämpft. Man ist von dem Irrthum zurückgekommen, in voluminösen Werken Lehren des Atheismus zu geben, man schreibt kein Système de la nature mehr; man nimmt die leichteste, kürzeste und Alle ansprechende Form des Romans, des Drama's, des Gedichts, um dem Leser verderbliches Gift einzuflößen. Und was dem eignen ausgebrannten Gehirn entspringt, gibt

man für Erscheinungen der Welt aus, alle Aussprüche der losgebetzten Tollheit für die Consequenzen eines philosophischen Phänomens, alle Unsittlichkeiten für die Aeußerungen eines höhern, über die Moral stehenden, von dem Conflikte des socialen Lebens sich frei machenden Geistes. Ergeht endlich ein Gericht über solche Produkte, so appellirt man an eine weise und gerechte Kritik und an die Preßfreiheit Englands und Frankreichs, und verkennt die Tendenzen der deutschen Literatur und die Pflichten einer vaterländischen Censur.

Allerdings kann das Christenthum in seinem Ursprung, in seiner Entwicklung, in dem, was es jetzt geworden ist, in seinen mannichfachen Conflikten mit der Vernunft und Philosophie, und in seinem Gegensatz zur Welt und Zeit dem denkenden Geiste Anregung genug geben zu Erörterungen, die auch die Wissenschaft, wo sie ihr auf dem

Wege der Mäßigung und gelehrten Kritik entgegentraten, nie abgewiesen hat. Aber wo ist hier eine tiefe Forschung, wo genetische Entwicklung? Sind diese Zweifel und Anfeindungen die Früchte einer an innerm Schmerze groß gewordenen Empfindung, einer edlen Skeptik, die selbst als solche noch ihrer Gründe sich bewußt ist? Mit nichten. Das sind die Großprahlereien eines knabenhaften Muthwillens, der mit Schadenfreude was andern heilig ist in den Staub tritt; es ist der verbissene Ingrimm eines wollustverdorbenen Gemüthes, das alle Fesseln zu zerreißen sucht, um in wilden bachantischen Taumel Welt und Himmel zu überspringen. Es ist endlich die gänzliche Verkennung aller historischen Elemente des Christenthums, welche in dem sich durch die Geschichte hindurchziehenden Perfektionismus desselben nur den Beweis der allmähligen Erlöschung einer Sekte sieht,

die einem jüdiſchen Rabbinen, der den Kopf voll ſirer Ideen hatte, ihren Urſprung verdankt, deren Wirkung und Verbreitung nur in der Aufregung des Jugendalters der Welt ihren Grund hatte, und deren Macht und Herrſchaft durch den bornirten Fanatismus ihrer Diener ſo weit ſtieg, daß die Welt endlich kühn genug war, das über ſie zu webende Netz zu zerreißen, und noch jetzt damit umgeht, die letzten Reſte dieſer Sekte todt zu ſchlagen. — Sollte das wirklich die religiöſe Ueberzeugung unſrer Jugend ſeyn?

Ja iſt eine Literatur miſerabel, daß ſie noch lange ein Skandal Europa's bleiben wird, ſo iſt es die, welche das junge Deutſchland hervorgebracht hat; die allgemeine deutſche Literatur aber iſt es nie geweſen. Selbſt als ſie noch tief unter der franzöſiſchen ſtand, erkannten einſichtsvolle Geiſter den ſproſſenden Keim eines Baumes, der ſpäter eine Welt mit

seinen Früchten erfreute. Jetzt wird sie von ganz Europa bewundert, die Franzosen fangen an, sie kennen und schätzen zu lernen und wie eine Phantasmagorie blitzt in den frivolen Herzen eine Empfindung auf von der tiefen unverwüstlichen Geisteskraft, von der reinen Sittlichkeit und dem religiösen Ernst, von der vollendetsten Schönheitsform, von der bezaubernden Anmuth, welche die Deutschen in ihrer Literatur niedergelegt haben. Die deutsche Muse wird das Gewand der Reinheit noch fester an sich ziehen, sie wird sich auch selbst wieder frei machen von der Umarmung deutsch-französischer Laffen.

So können wir auch überzeugt seyn, daß die neue Religion des Fleisches nur geringen Einfluß auf die christliche Kirche Deutschlands selbst haben wird, und etwa nur die sich verführen lassen, die schon ausserhalb der Kirche standen. Freilich hätte die Irreligiosität des

jungen Deutschlands nichts Heilloseres beginnen können, als sie that, indem sie sich an die gelehrten Forschungen des Rationalismus anklammerte. Gleich anfangs mußte der Name des berühmtesten Theologen das Schild abgeben, hinter welchem hervor der Matador der neuen Schule seine ersten starken Hiebe führte. Der Vortheil war unberechbar, wenn es gelang, der Theologie zu beweisen, daß in ihrer eignen Mitte ähnliche Grundsätze, nur noch unverstanden und unbenützt, schon gelehrt worden wären. Für die neuen Lästerungen und Abscheulichkeiten sollte nun diejenige Richtung der Wissenschaft verantwortlich werden, die zeither am meisten mißverstanden worden ist; das ganze Geschwätz über Christus und Christenthum sollte nichts anders seyn, als was seit Jahrzehenten auf den Lehrstühlen des Rationalismus gelehrt worden ist. Ja gelehrt ist es worden, aber nicht seit Jahrzehenten,

ſondern ſeit Jahrhunderten, nicht auf den Lehrſtühlen unſerer Theologen, ſondern in den Schriften aller Naturaliſten und Deiſten, ja ſchon zur Zeit als das Chriſtenthum noch gepflanzt wurde. Daß es gerade einer der Repräſentanten des Rationalismus verſucht hat, dem Werke, welches die neuen Anſichten und Grundſätze in der Welt verbreiten ſollte, das Wort zu reden, könnte befremden. Aber wer ſieht nicht, daß der Apologet das Ganze vom Standpunkte der Aeſthetik aus betrachtet, die Wahrheit einzelner, aus dem Leben gegriffener Züge anerkennt, alle Aeußerungen und Blasphemien aber ſubjektiv nimmt, die rohen Ausfälle gegen die Religion und die häufigen Geſchichtsverkennungen nur dem kalt abſprechenden Skeptiker im Buche zur Laſt legt, den Verfaſſer aber für geſcheidter hält, und die geheime Abſicht deſſelben, dem der Roman nur Mittel zum Zwecke iſt, verkennend, ihm zuletzt

den guten Rath gibt, künftig klüger und verständiger zu Werke zu gehen.

Der Rationalismus hat sich also immer noch gegen das Eindrängen des jungen Deutschlands in sein Bereich zu verwahren, denn die Wege dieser beiden Richtungen gehen weit auseinander. Er wird die moderne Literatur, die bei ihm Protektion sucht, streng abweisen und dagegen protestiren, daß seine exegetische Tiefe und kühne Forschung mit den Faseleien des religiösen Sansculottismus vermengt werde, da jene stets für die christliche Wahrheit mittelbar ersprießlich gewesen ist und sie vor Erschlaffung und Verflachung bewahrt hat, dieser aber erst da anfängt, wo der Rationalismus aufhört, nämlich bei dem reinen Deismus, von wo das neue System dann weiter entweder zu einem praktischen Atheismus, oder zu einem materialistischen Pantheismus kommt. Wird es für die Aufgabe unserer Zeit betrach-

tet, ein gegenſeitiges Durchdringen von Kirche und Staat herbei zu führen, ſo muß die Theologie, die es mit Fleiſch und Geiſt, mit Welt und Himmel zugleich zu thun hat, gerade ſolche neueſte Erſcheinungen würdigen, die dann ſogleich eine kirchliche Bedeutung gewinnen, wenn ſie chriſtliche Ideen in ſich tragen oder eine kirchliche Färbung annehmen. —

So war das junge Deutſchland.

Seine Zahl war größer, als man dachte, Viele konnten nur noch keinen Namen und Geltung erlangen; denn als die Schaar ſchon gerüſtet ſtand zum Kampfe gegen das Heiligſte der Welt, und den großen Feldzug eröffnet hatte gegen das alte Leben, um das neue Leben der Sinnlichkeit einzuführen, ſiegestrunken und mordluſtig: da erhob ſich die alte deutſche Kraft, ein heiliges Vehmgericht wurde gehalten in den Cabinetten, die Verdammungsformel flog von dem Munde der

vaterländischen Kritiker, der Donnerkeil des deutschen Genius blitzte durch alle Länder. Ein Schlag vernichtete unerwartet die neue legio fulminatrix.

Fragen wir uns, was fehlte den kühnen Geistern, die mit lodernder Brandfackel über das Welttheater liefen und Alles in Flammen setzten, so ist die Antwort: das ruhige Studium, die Solidität des Wissens, die Besonnenheit der Erfahrung. Hätten sie mehr Geschichte studirt, sie würden fürwahr nicht die Erscheinungen der Kirche, der Philosophie, der Literatur so herausreißen und einzeln mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge vergleichen; sie würden nicht das Christenthum im Mönchsthum suchen und behaupten, das Christenthum stetrire das Fleisch, da es doch nie die Erscheinung der Schönheit in der Form perhorrescirt hat. Würden sie begreifen, wie das Christenthum mit der höchsten Cultur

Hand in Hand geht, wie es den größten Einfluß auf die Welt geübt und die edelsten Erscheinungen des menschlichen Geistes hervorgebracht hat, sie würden nicht die Wirkungen desselben auf das Schicksal der Völker verkennen und glauben, daß eine kleine Anekdote durch Mißverständniß welthistorisch wurde.

Wenn ihr doch einsähet, daß mit eurer versuchten Wiederherstellung des Fleisches die Welt nun und nimmermehr etwas gewinnen wird, ja daß der Gedanke an die Einführung eurer Ideen der größte Unsinn ist. Es ist wahr, unsere Liebe braucht eine Verbesserung. Die rasche Industrie der Zeit hat alle Gemüther mit der raffinirtesten Genußsucht umsponnen, die meisten Menschen leben nur als Associé's, die einander nicht entbehren können; das prosaische Nützlichkeitssystem hat alle Poesie der Liebe verschlungen, man liebt sich blos, um sich zu heirathen, man heirathet,

um ſich zu verſorgen, glaubt nun endlich ein ruhiges, behagliches Leben zu führen, aber auf einmal raſen die losgelaſſenen Leidenſchaften der Eiferſucht, des Zorns, des Haſſes, furienartig durch Haus und Flur, durch Zimmer und Ehebett. Die Weihe der Liebe fehlt einem Bunde, der wohl durch den Himmel — wenigſtens durch ſeine Prieſter — aber nicht im Himmel geſchloſſen worden iſt. Wir haben Anſtalten, die uns unſere Häuſer, Mobilien, Ochſen, Pferde, Feldfrüchte, ſelbſt das Leben verſichern; könnte man doch auch eine Anſtalt errichten, welche uns eine glückliche Ehe verſicherte. Wer begreift nicht, daß Jeder nur ſeine Liebe zum andern Geſchlechte bei ſeiner eignen ernſt-religiöſen Geſinnung, und ſeiner eignen wahren, feſten Sittlichkeit verſichern dürfte. Doch das junge Deutſchland weiß ein beſſeres Mittel: Sprengt alle Bande, die an Gatte und Kinder euch feſſeln,

heirathet gar nicht, aber liebt! Liebt, wen ihr wollt, liebt, wie ihr wollt, reißt alle Schranken nieder, welche nur Einbildung und Vorurtheil gebaut haben, genießt, wo es euch beliebt! — ſo werdet ihr glücklich ſeyn. Statt der drückenden Feſſeln der Ehe heben euch die Genüſſe einer ſchrankenloſen Liebe zu der Hoffnung, ein ſchönes, glückliches Geſchlecht aus euch erblühen zu ſehen, das die geträumte Seligkeit des Himmels ſchon auf Erden genießen wird.

Sind etwa die Helden des jungen Deutſchlands jetzt ſchon die erſten und einzigen dieſes kommenden glücklichen Geſchlechts? Sind ſie vielleicht gar aus ſolchen Wahlumarmungen entſproſſen? Fürwahr, das müßte doch einer Idee den meiſten Eingang verſchaffen, wenn man ſelbſt den praktiſchen Beweis ihrer Vortrefflichkeit abgeben kann.

Nein! für ſolche Ideen iſt die Zeit noch nicht reif und feſt, ſie wird es nie. Der geſunde Sinn der Deutſchen wird ebenſo Münſteriſche Orgien verabſcheuen, als er die St. Simoniſtiſche Induſtrie-Religion verlachte. Die Beſſerung wird ſich aus uns ſelbſt geſtalten. Die Kirche wird ſich die Ehe nicht nehmen laſſen, das Chriſtenthum nicht die Weihung der Gemüther; die Treue wird höher ſtehen, als der Genuß, die Pflicht höher, als das Gefühl. Es werden noch viele Opfer fallen, wenn ſich die Individualitäten nicht dem höhern Principe des chriſtlichen Lebens hingeben, wenn die Wahlverwandtſchaften nicht aufhören und Vernunft mit Phantaſie, Gefühl mit Verſtand nicht Hand in Hand geht. Wir werden die höchſte Liebe nicht in raſtloſem Genuß, nicht in ſpießbürgerlicher Aſſociation finden, ſondern in der Mitte, in dem gegenſeitigen Aufgehen der geſchlechtlichen In-

dividualität zu reiner geiſtigen Sympathie zweier Gemüther. Dann werden alle Mesalliançen aufhören.

Wollen wir hoffen, daß das junge Deutſchland ſelbſt von ſeinen Extremen zurückkehren wird: von der überſättigten, bodenloſen Genußſucht zur Mäßigung und Reinheit, von dem wiſſenſchaftlichen Jagen und Treiben, zur gelehrten Beſchäftigung der Kritik und des Forſchens, von dem vagirenden Zigeunerleben zur Sicherheit einer ſtaatsrechtlichen, bürgerlichen Exiſtenz. Ihr ſollt keine Philiſter werden; denn man kann Advocat ſeyn, und doch auf den Höhen des Parnaſſus ſich ergehen, man kann an einer Univerſität hebräiſches Grammatikale leſen und doch der größte Dichter ſeyn. Glaubt ihr, es läßt ſich nur in der üppigen Umarmung feiler Buhlerinnen poetiſche Begeiſterung erlangen?

O man kann auch am Busen eines treuen Weibes die Poesie des Lebens in sich fühlen. Glaubt ihr die Blüthe der Poesie verdorre auf dem trockenen Felde der Wissenschaft? O die Musen können auch bei Kartoffeln und Wasser leben, sie müssen nicht blos Champagner und indianische Vogelnester haben. Das Schicksal hat euch in die Lehre genommen. Noch seyd ihr nicht gefallen im Kampfe, eure Genialität hielt euch aufrecht; aber eure Lehren sind gefallen, um nie wieder aufzustehen. Laßt sie liegen. Ihr dagegen kehrt um, laßt den bessern Geist in euch siegen, weihet eure Talente, welche wir bewundern, nach wie vor der Poesie, der Kritik, der Philosophie, und wem ihr noch wollt, aber zeiget bessere Grundsätze, edlere Tendenzen, schönere Sprache, reinere Gesittung, humaneres Urtheil; und vor Allem: was ihr nicht wirklich versteht und nicht tiefer fassen könnt oder wollt, das

überlaßt Anderen, ſonſt könnte man euch beweiſen, daß zur Umgeſtaltung der Zeit und Herbeiführung einer beſſern Zukunft ihr Alle gar nicht nöthig ſeyd.

Ich habe Viktors Darſtellung geleſen; was er über das Chriſtenthum ſagt, hat mich geſtärkt und erhoben. Das Andere iſt mir zu hoch. Die Tendenzen der jungen Literatur liegen mir viel zu fern; ich leſe jetzt das älteſte Buch, welches ewig jung bleibt, die Bibel. Die erhabenen Reden des Heilandes in den letzten Kapiteln des Evangeliums Johannis beſchäftigen mein Nachdenken. O Jeſus! Wie erſcheinſt du mir ſo herrlich in deinen letzten Augenblicken! Wie biſt du da ſo göttlich, wo du ſo ganz Menſch biſt! Du haſt gelitten und gekämpft für eine Welt, und die zagende Menſchheit richtet ſich auf an dem Erniedrigten, der ſo groß, an dem Gemißhandelten, der ſo unſchuldig und heilig war. Möge die Kraft des Glaubens an Deinen Tod mich in der Stunde des Abſchieds ſtärken.

Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Der Arzt will mir meinen Zuſtand verhehlen, aber meine Schmerzen rufen mir täglich zu: Denk an den Tod! Doch meine Leiden ſollen mich nicht mehr ſtören; ich will nur an Gott und Chriſtum denken, daß ſie mein Gebet erhören, leichter fließen dann meine Thränen, wenn ich im Gebete Kraft erlangt habe.

Nur Eines möcht' ich noch: Abſchied nehmen von Viktor. Er verſprach doch, bald zu kommen; im Herbſte ſollten ſeine Geſchäfte beendigt ſein. Und ſchon iſt der Herbſt da mit ſeinen rothlichen Blättern und den vollen Trauben, mit den ſchaurigen Stürmen und der kalten Luft; die Blätter fallen von den Baumen, bald werden ſie wohl über mein Grab fliegen. Ich will Viktor den letzten Brief ſchreiben und ihm mein Tagebuch ſchicken, das ich fortſetze, obwohl mir der Arzt dieſe

einzige Erholung verbietet. Warum ſoll ich mein Leben in kleinlicher Angſt zu verlängern ſuchen? Ich fürchte den Tod nicht und auch nicht, was nach dem Tode folgt. Viktor ſoll Alles erhalten, was ich in der letzten Zeit geſchrieben habe, ſelbſt die Lieder, in denen ſich mein Herz ausgeſprochen hat.

In den Schlaf bin ich geſunken,
Denn der Mond war ſtill gekommen,
Und die Augen waren trunken,
Die in Thränenfluth geſchwommen.

Um mich rauſchten Herbſtesblätter,
Säuſelten die Abendwinde,
Und die Kühlung zog in Träume
Mich ganz unvermerkt und linde.

Da fühlt' ich ein ſanftes Schweben
Und ein leichtes zartes Beben,
Wie wenn der Geliebte koſtet
Leiſ' verwirrend meine Lippen.

Doch es war ein dürres Blatt nur,
Das der Wind herabgeſchüttelt,
Und das sacht Geſicht getroffen.
Wie ich's ſah — mußt' ich erſchrecken.

Schweigend ſaß ich auf dem Berge,
Und die Sonne ſank hernieder.
Schweigen war im ganzen Thale
Und kein Vogel ward mehr munter.

Warum ſinkt der Stern des Tages
Und entzieht ſein Licht der Erde?
Warum geht mein Glück mir unter,
Daß verödet ſind meine Tage?

Trübe war der ganze Himmel,
Trübe war's in meinem Herzen —
Jenen trübt' die Fluth des Regens,
Dieſes trübt' die Fluth des Schmerzens.

Als es ruhig war in beiden,
Wandelte ich in den Garten,
Dort ſah ich die ſpät'ſte Roſe
Aufgeblühet meiner warten.

Du kannſt blühen unter Stürmen,
Ich nicht ruhen unter Schmerzen?
Und ich pflückte ſie; — da fielen
Alle Blätter mir zu Füßen.

Fortgeflogen ſind die Vögel,
Fortgezogen mein Geliebter;
Wird er einmal wieder kommen,
Findet er mich nur betrübter.

Wie entblättern ſich die Bäume,
Sterben meiner Sehnſucht Träume,
Daß er troſtlos mich ließ ſcheiden,
Das vermehret noch mein Leiden.

Mag ich ſterben oder leben,
Seh' ich ihn nicht mehr hienieden,
Find ich doch im Paradieſe,
Ihn zu meines Herzens Frieden.

Auch nicht eine einz'ge Blume
Will mir bluhen — die am Fenſter
Waren todt, und in der Zugluft
Nickten ſie, als wie Geſpenſter.

Will im Garten welche ſuchen —
Ach! die Lilien und die Nelken,
Die Narziſſen und die Roſen
Ließ der Gartner mir verwelken.

Doch es ſpielt am Blumenſtengel
Eine Puppe in der Sonnen,
Die zum langen Winterſchlafe
Sich die Raupe hat geſponnen.

Mit der Blume zu erwachen,
Will im Schlaf ſie bei ihr liegen,
Und ein Schmetterling wird freudig
Sich im Lenze an ſie ſchmiegen.

Immer kalter wird es draußen,
Wind und Regen toben ſtarker:
Ohne Himmel, Wald und Quelle
Wird das Zimmer mir zum Kerker.

Ja mein Frühling kehrt nicht wieder.
Ach! wo ſind die Maienblüthen,
Mondenſchein und Roſendufte
Und der Nachtigallen Lieder!

Doch die Liebe mußte ſterben,
Wie verwelken muß die Roſe;
Aber ſie erblühen beide
Schöner aus der Erde Schooße.

Naſſer, kalter Winterſchauer
Zieht ſchon durch Wald und Garten,
Und mein Herz hallt ſich in Trauer,
Kann den Frühling nicht erwarten.

Nahm der Winter all' Dein Hoffen,
Halt' es aufrecht bis zum Lenze!
All' Dein Sehnen, all' Dein Lieben
Blubet dann in neuem Schmelze.

Neu erwachen wird die Liebe,
Wie das Veilchen in dem Thal;
Neu erröthen wird die Roſe,
Zindet ſie der Sonnenſtrahl.

Ruhe herrſcht in weitem Raume,
Stille kommt am Himmelsbogen
Mondenſchein heraufgezogen —
Doch mich ſchreckt es aus dem Traume.

Wie die Sternlein alle funkeln,
Die einſt meiner Liebe lauchten;
Selbſt die Wolken ſind entflohen,
Nur die Erde ruht im Dunkeln.

Sternlein konnten mich verſtehen,
Durfte ich mit ihnen ſprechen,
Während meine ſtummen Seufzer
Ungehöret hier verwehen.

Löſte doch vom Erdenſchmerz
Bald ein Engel mich und zoge,
Wenn die Feſſeln ſind geſunken,
Meine Seele himmelswärts.

Wie glücklich war ich heute! Ich habe mein letztes Abendmahl gefeiert; ein würdiger Geistlicher hat mir seinen Segen zu dem letzten Gange meines Lebens gegeben. Meine Rechnung ist abgeschlossen. Dank sey dir, Ewiger, für die Kraft deiner Religion, die mich dich kennen lehrte, die meine Tage beglückte, in den düstern Stunden des Schmerzes mich nicht untergehen ließ. So kann ich hoffen, daß mein Leben nicht verloren ist. Ich möchte nicht wieder umkehren.

Ich werde meine Eltern wieder sehen, meinen Bruder, meine Julie. Sie haben mich hier zurückgelassen, damit ich ihnen nachfolge. Ich komme bald. Lebt wohl! Alle! Alle! — Trockne deine Thränen, Anna! Du sollst nicht um mich weinen. Es ist genug, wenn Viktors Thränen fließen; möge eine liebende Hand ihn

mild und heiter durch das Leben führen, wie ich es nicht gekonnt habe. O Viktor! Viktor! Ich danke dir für deine Liebe. Lebe wohl! Lebe wohl! — —

Die Kranke war erwacht. Sie lehnte ihr mattes Haupt an Anna's Bruſt und blickte durch das geöffnete Fenſter; die ganze Gegend ſchimmerte in rothglühendem Lichte der untergehenden Sonne.

„Ich habe wohl lange geſchlafen, Anna? Wird es nicht bald Morgen? — Die Sonne ſcheint noch; ich möchte aufſtehen. — Wird nicht Viktor kommen? er hat es verſprochen.“ Sie faltete die Hände. Anna's Thränen fielen auf das offene Gebetbuch, aus dem ſie vorleſen ſollte; ſie konnte nicht. Betty hob ihr feuchtes Auge empor und bewegte die Lippen. Sie wurde immer ſchwächer.

Man rief Anna hinaus; bald kam ſie wieder mit Viktor.

Er ſprach nichts. Vor dem Bette kniete er nieder, die Kranke legte ihre ſchwache, bleiche Hand auf ſein Haupt. Sie liſpelte

unverständliche Worte. Viktors thränendes Antlitz berührte ihre Hand, als sie von seinem Haupte herabsank; er ergriff sie und hielt sie in der seinigen. Der letzte zitternde Strahl der Sonne, welche jetzt unterging, streifte über Betty's Gesicht, das Läuten einer Abendglocke tönte fernher. Es war eine stille Sterbestunde. Auf Betty's bleichen Zügen lag die Ruhe der Frömmigkeit, in Viktors Antlitz zuckte der wilde Schmerz. Einen Blick noch warf sie auf ihn — dann sank sie zurück. Er stand auf und beugte sich über sie. Den Lippen entrangen sich immer leisere Seufzer, unvermerkbar waren ihre Athemzüge.

Anna betete laut. Viktor hielt noch die kalte Hand fest. — Betty hatte vollendet.

Bayerische Staats-Bibliothek München

Der geneigte Leser wird gebeten folgende sinnentstellende Druckfehler selbst zu verbessern:

Seite	10	Zeile	9	statt	ernst	lies	erst
-	29	-	7	-	muß	-	mußte
-	95	-	1	-	an	-	von
-	191	-	13	-	mußte	-	wußte
-	249	-	11	-	jenen	-	jene
-	269	-	4	-	bei	-	der
-	274	letzte	Zeile	statt	nur	-	uns
-	284	Zeile	10	statt	Und	-	Nur
-	301	-	9	-	ein	-	im
-	305	erste	Zeile	statt	kann	-	kam

Bayerische Staatsbibliothek München